

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 24.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 22. Juni 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. H.

37. Jahrg.

Jugendstürme.

Novelle von Alexander Römer.

(Fortsetzung von S. 215.)

Nachdruck verboten.

Ich hörte mit angehaltenem Atem dem Wortschwall zu. „Das Geld also, das er zur Einrichtung und zum Beginn des jungen Hausstandes gespart, ist — ist nicht mehr vorhanden?“ stammelte ich.

„Sind Sie auch so schwer von Begriffen?“ fuhr sie grob heraus. „Ihnen habe ich ja nun gar keine Rechenchaft zu geben. Für Leonore war es bestimmt, und für sie ist es verwendet, und wenn Sie ihn das gefälligst wiederholen wollen, falls er noch einmal danach fragen sollte, so thun Sie mir einen Gefallen. Laßt ihn doch warten, bis seine Einnahme so groß ist, um eine Frau anständig zu versorgen, wir drängen ihn ja nicht. Alle Welt sagt überdies, er habe sich seine Carriere selbst verdorben, weil er zu bequem sei, sich mit dem zweiten Examen zu plagen. Mir ist's auch lieber, wenn ich ihn gar nicht wiedersehe, denn solch einem Knauser und Knicker, der später um jeden Pfennig einen Heidenlärm macht, will ich meine Tochter gar nicht geben.“

Mir flogen die Pulse, ich blickte auf Leonore, welche mit abgewandtem Gesicht am Fenster saß. Hatte sie nicht so viel Mut und Gerechtigkeitsgefühl, seine Verteidigung zu übernehmen, ihre eigene Angelegenheit zu führen?

„Sind Fräulein Leonore und Ihr Mann derselben Meinung, Frau Konze?“ fragte ich. „Mein Mann ist's zufrieden,“ sagte sie rasch, „und Leonore — nun sie weint jetzt ihre bitteren Thränen, wo er tausendmal gelobt, sie nur froh zu machen. Ueberwinden wird sie es auch und findet zehn Männer für einen.“

Leonore schwieg noch, und ich fand es für mich an der Zeit, zu gehen. Als ich in der Hausthür stand, war sie an meiner Seite. Heute fiel mir ihr unbedeutendes, ausdrucksloses Gesicht auf.

„Was soll ich machen?“ sagte sie. „May ist wirklich zu heftig, er nimmt ja nie Vernunft an und will immer den Himmel stürmen. Ich habe mich um das dumme Geld nicht gekümmert, warum hat er es denn Mama gegeben; wenn er so daran hing, hätte er es behalten sollen.“

Ich wußte ihr nichts zu antworten, vielleicht drückte mein Blick die Verachtung aus, die ich empfand, als ich den Hut zog und ging. Mein armer, armer May!

Eine Woche und darüber verging, ehe ich ihn wieder sah. Er wick mir aus, und Gott möchte wissen, wo er sich in der Verzweiflung herumtrieb. Wie ihn gerade diese Erfahrung gepackt, begriff ich nur zu gut. Als ich ihn endlich einmal in seiner Behausung antraf, war eine furchtbare Verwandlung mit ihm vorgegangen, ich erkannte ihn kaum wieder. Er rebete jetzt nicht über das Borgesallene — der Name seiner Braut und Schwiegermutter ist niemals über seine Lippen gekommen — ein bitterer, cynischer Sarkasmus,

den ich nie an ihm gekannt, klang durch jedes seiner Worte, eine Gott lästernde Glaubens- und Hoffnungslosigkeit. Ich entdeckte einen Brief mit Trauerrand auf seinem Schreibtisch, und als er sah, daß mein Blick darauf fiel, reichte er mir denselben. Er enthielt die Anzeige des Todes seines Verwandten, jenes jungen Seemannes, von dem er mir damals gesprochen. Ich erhob meine Augen lange nicht von dem Blatt, ich begriff, welchen Eindruck ihm dieser Tod in seiner jetzigen Stimmung gemacht.

„Narren sind wir alle, Heinrich,“ sagte er, „dumme tölpel-hafte Narren in unserm Wahn. Wie wohl ist dem armen Burschen, der nun so früh hat ins Gras beißen müssen! Nicht wahr, ich habe eine gute That gethan, daß ich ihn nicht über Wasser gehalten, er quälte sich vielleicht noch und dankte es mir zum Ueberfluß. Ha! ha! ha! Ein äffendes Spiel ist das Leben, ein Teufel hat es erdossen und jagt uns Jammerwesen hindurch. Wir plagen uns mit hohen Gedanken von Tugend,

Ehre und anderen schönklingenden Worten, und ehe wir es uns versehen, sind wir zu Mördern und Dieben geworden. Ha! glücklich allein, wenn das Gedächtnis ausgelöscht ist für Vergangenes, mag er dann den Taumel in der Gegenwart für Genuß nehmen, vergessen — vergessen — Heinrich! ich habe ein Mittel gefunden, zu vergessen.“

Mich kam ein Grauen an, als ich ihn hörte. „Du hast getrunken, May,“ sagte ich rauh. „Du bist sinnlos in deinem Schmerz, hier“ — ich wies auf die Todesanzeige — „solltest du dir zum Troste sagen, daß du nichts versäumt, daß du doch nicht mehr hättest helfen können, daß —“

„Meinst du, edler Sophist — schweig, ich bitte dich,“ rief er zähneknirschend, „ich habe es gründlich satt, sage ich dir. Aber was verstehst du Maßvoller, Nüchternen von den Dämonen in meiner Brust!“

Seine Stimme verlor sich in unverständlichem Gemurmel, sein Kopf sank vornüber, er versank in Schlaf. Aus seinem schweren Atem schlug mir der Alkoholgeruch entgegen. In dumpfer ratloser Verzweiflung verließ ich ihn. Ich schritt in den klaren Wintertag hinaus, und die Sonne that meinen Augen weh. Da vergnügte sich die fröhliche junge Welt auf dem Eise. In meine trostlosen Gedanken verloren, schweifte mein Blick mechanisch über das bunte Bild. Plötzlich zuckte ich zusammen, da schwebte Leonore, seine Braut, an der Hand eines jungen Stüßers über die spiegelblanke Eisfläche, rosig, lächelnd, in elegantem Winterkostüm. Unwillkürlich ballten sich meine Hände, wie war es möglich, daß ein Mann, wie May, an solch einem Geschöpf zu Grunde ging!

An das Gerude der Welt über das aufgehobene Verlöbniß knüpften sich bald Gerüchte über die Lebensweise des gewesenen Bräutigams. Er zog sich aus allen Bekanntschaften zurück und gab selbst den traurigsten Anlaß, daß man ihn verurteilte. Auch ich mit meiner Liebe für ihn konnte ihn nicht halten. Wie in wahnsinnigem Sturze ging es mit ihm abwärts. Auch seine Wirtin, bei der er gewohnt, seit er von der Universität zurück war, erklärte mir eines Tages, als ich wieder, wie so oft, vergessens bei ihm vor sprach, daß sie ihm die Zimmer kündigen werde. „Gott weiß es, wie ich an dem jungen Herrn gehangen, als er noch ein ordentlicher Mensch war,“ sagte sie und legte betauernd die Hand auf die Brust, „aber jetzt — er ist gar nicht mehr derselbe.“

Was sie mir dann berichtete, erfüllte mich mit Schauer und Entsetzen. Er war einem Dämon verfallen, der ihn nicht mehr losließ.

Jahre vergingen, er verwaltete noch sein Amt, man hatte dort Geduld mit ihm, weil er trotz seiner Unregelmäßigkeiten in guten Tagen noch mehr leistete, als seine Mitarbeiter, im übrigen stand er ganz allein.

Ich war längst zum ersten Oberlehrer aufgerückt und hatte ein liebes, braves Weib gefunden. An den bemerkenswerten Ereignissen in meinem Leben hatte May teil genommen, es war dann ein kurzes Aufblühen seines alten Gemüths gewesen, das mich beinahe noch trauriger



Der Feinschmecker. Gemälde von Fr. Sonderland.

Photographische Union in München.

stimmt, als alles übrige. Ich erhielt bei solchen Gelegenheiten einen Einblick in seine Seele, wie sie in bewußten Stunden war, voll Reue, Selbstanklage und Zerknirschung.

Die Welt vergaß ihn, wenn er nicht hin und wieder — leider — Veranlassung gab, daß seiner erwähnt wurde. Es waren dann sehr traurige Geschichten, die über ihn umliefen, aber es wurden noch immer neben den empörten Richtern und Richterinnen seines Lebenswandels Stimmen laut, welche ihr „Schadel“ riefen, „schade um solch einen Geist, um solch ein Herz!“

Eleonore war verheiratet mit einem Manne, der viel Geld und wenig Verstand besitzen sollte, und es verlaunte allerlei Zweifelhaftes über das Glück der Ehe. Ob Max je nach ihr fragte oder von ihr erfuhr, wußte ich nicht, bezweifelte es aber, in ihm schien alles erstorben, was an die frühere Zeit erinnerte.

Eines Tages begegnete ich ihm draußen vor der Stadt, an einem schönen Maimorgen. Es war wieder ein Sonntag, und die Rosen fingen an zu blühen, wie damals, als er mich zuerst in sein Paradies führte. Sechs Jahre waren seitdem verfloßen. Das strahlende Sonnenlicht zeigte mir heute recht deutlich, wie verfallen er aussah, wie glanzlos und erloschen seine Augen blickten. Auch seine Haltung war schlaff und gebeugt. Er gab mir die Hand und war milder und zugänglicher, als gewöhnlich.

„Ich bin im Begriff, mir eine Wohnung zu suchen,“ sagte er, „meine jetzigen Wirte haben mir die meine wieder gekündigt. Dieses Giebelstübchen oben in dem Gärtnerhaus da lockt mich. So oft ich hier vorübergehe, ist es mir, als könnte ich da oben noch einmal wieder ein Mensch werden.“

Ich wandte mich ab, um ihn meine Bewegung nicht merken zu lassen. „Es ist dem Anschein nach ein recht kleines Gefäß,“ bemerkte ich.

„Da magst du recht haben, aber was brauchst du für so einen, wie ich bin, auch der stattlichen Prunkgemächer. Nein, nein — ich weiß, was du sagen willst, aber rede nicht darüber. Sieh, mit der ganzen übrigen Welt bin ich abgefunden, mit dir noch nicht. Du siehst noch immer einen matt glimmenden Funken in mir, der auch vielleicht noch da ist, den aber sonst niemand mehr entdeckt. Und dieser Funke ist es, Heinrich, der mir noch keine Ruhe läßt, der noch zu Zeiten aufflackert, als wollte er sich ermannen zu einer kleinen Flamme, die ja doch keine Nahrung und keinen Zweck mehr hat. Aber was meinst du, sollte der alte Gärtner — da bindet er gerade seine Rosen auf — mich wohl aufnehmen? Komm mit mir herein, deine hochhehrbare Physiognomie wird mir von Nutzen sein.“

In diesem Augenblick kam ein etwa vierzehnjähriges Mädchen mit langen wehenden Pöpseln den Gartensteig entlang, sie erblickte uns, öffnete das Pörtchen und lief auf Max zu. Ihr offenes kindliches Gesicht mit den klugen sinnigen Augen war über und über errötet, sie sah hocherfreut zu meinem Freunde auf.

„Guten Tag, Menschen,“ hörte ich Max sagen. „Wir sind alte Bekannte,“ wandte er sich zu mir, „ich rettete das liebe stille Kind in diesem Winter vor dem Ueberfall der unartigen Buben in der Straße, welche sie mit wuchtigen Schneebällen verfolgten. Seitdem ist sie mir zugethan, nicht wahr, Menschen? Ja — es war eine große That.“ Er lachte, sein altes gutes, heut nur so melancholisch klingendes Lachen.

Menschen nickte und plauderte mit ihm, ich merkte, daß sie gute Bekannte waren. Wir traten in den Garten, wo die Glasfenster der Treibhäuser geöffnet waren und die verschiedenartigsten Blumen blühten und dufteten. Der Gärtner, ein Mann in den Fünfsigern, blickte von seiner Arbeit auf und trat uns entgegen.

„Ah! Herr Sekretär Norden,“ sagte er ein wenig verlegen, wie es mir schien, und küßte seine Mütze, „na, Menschen hat schon oft von Ihnen gesprochen, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Wollen Sie mich da oben bei sich wohnen lassen, Herr Bieder?“ fragte Max ohne Umschweife, „ich weiß, Sie haben die beiden Giebelstübchen frei.“

Der Mann war augenscheinlich überrascht. Er kraute seinen Kopf, sah mich an und dann wieder Max und meinte ausweichend: „Ich weiß nicht, Herr Sekretär, ob meine Frau überhaupt wieder vermieten will.“

Max trocknete sich die vom raschen Gange feuchte Stirn. Ich sah die schwere Wolke, welche über seine Züge glitt. „Da muß ich wohl Ihre Frau erst selber fragen?“ sagte er.

Diese kam schon den Mittelsteig herab, ihr Döchterchen lief ihr entgegen, schmiegte sich an sie und stützte mit ihr. Sie war eine derbe Frau mit einem scharf geschnittenen Gesicht. Sie wehrte das Kind von sich ab, trat heran und musterte Max mit einem klaren, durchdringenden Blick, als wollte sie ihm auf den Grund der Seele schauen. Ihr Mann erklärte ihr davor, um was es sich handelte, er setzte zaghaft hinzu: „Du willst doch wohl die Räume frei behalten, Zette?“

Sie schüttelte mit einer energischen Manier den Kopf und erwiderte: „Ei was, frei behalten, ich vermiete sie gern, es handelt sich nur darum, an wen. Wir brauchen einen ruhigen Mieter,“ setzte sie mit scharfer Betonung hinzu.

Max stand und zeichnete Figuren in den Sand, es sah aus, als sei er den letzten Vorgängen kaum in seinem Gedanken gefolgt. Jetzt griff er das letzte Wort auf und wiederholte es. „Ruhig — ja ruhig wird es hier bei Ihnen sein.“

Es entstand eine Pause, wir alle schwiegen in einem gewissen peinlichen Empfinden.

„Und ruhig muß es bleiben,“ sagte die Frau dann, „wer hier einzieht, muß sich in mein Hausregiment fügen.“

Max blickte auf und lächelte, ein halb schmerzliches, halb humoristisches Lächeln. „Ich zweifle nicht, Sie halten das fest in Ihrer Hand, und — er zögerte und atmete tief auf, während er seine Halsbinde löderte, als schüüre sie ihm die Kehle zusammen — „wenn Sie das fertig brächten, mich darunter zu zwingen, da hätten Sie übernatürliche Kraft. Weil Sie die aber schwerlich besitzen, wird, fürchte ich, aus unserm Handel nichts.“

Die klaren Augen der Frau ruhten mit einem gewissen Wohlwollen und Mitleid auf meinem Freunde, sie drängte Menschen zurück, welche sie unaussprechlich am Armel zupfte, und rief halb ärgerlich: „Ja, laß nur gut sein, Kind, ich weiß, daß dir der neue Mieter sehr recht wäre. Die Kleine da hängt an Ihnen, Herr Sekretär, Sie haben sie einmal in Schutz genommen, und seitdem hat sie genug von Ihnen gesprochen. Sie verstehen ein Kinderherz, und wer das kann, ist ein guter

Mensch. Nichts für ungut, ich bin eine ehrliche Frau und muß offene Karten haben. Wollen Sie es einmal versuchen unter meinem strengen Hausregiment, dann — will ich es — mit Gott — auch versuchen.“

Es war ganz still im Garten, die Sonntagsglocken tönten aus der Stadt herüber, eine kleine Meise zirpte über unseren Häuptern und flog neugierig auf den Rosenstock, an dem die Hände des Gärtners müßig lehnten, Menschen's Augen hingen in bebender Erwartung an den Mienen ihres Freundes. Mich interessierte des Kindes Gesicht mehr und mehr, das Sonnenlicht spielte auf dem schlichten, glänzend braunen Haar, das die weiße Stirn umgab, die Züge waren nicht schön, aber weich und zart, und die Augen ungewöhnlich nachdenklich.

Jetzt ergriff Max plötzlich die beiden Hände der Frau und schüttelte sie, während zwei große Thränen über seine eingefallenen Wangen rannen. „Sie sind eine merkwürdige Frau!“ rief er.

Der Gärtner, welcher fortfuhr, seine Rosen aufzubinden, lachte kurz und trocken. „Bringen Sie das gleich bei der ersten Bekanntschaft heraus?“ meinte er. „Ja, wäre es eine andere, als sie, die das übernehme, was sie jetzt vorhat, ich sagte: ‚Bleib davon, aber sie — nun wir wollen es abwarten.‘“

Frau Bieder hatte sich abgewandt, sie trat an die Erbsenbeete und pflückte die ersten Schoten in ihre Schürze.

„Wann wollen Sie einziehen?“ fragte sie kurz, „die Zimmer kosten zwanzig Mark den Monat, im voraus bezahlt, so haben wir es immer gehalten.“

Max zog seine Börse, seine Hände zitterten, er übergab ihr sofort die Summe. „Da ist die Miete für den ersten Monat; wenn es Ihnen recht ist, ziehe ich morgen ein und beuge mich damit unter Ihr Scepter — auf wie lange —“

Er brach ab und schied sich hastig zum Gehen an, es übermannte ihn eine Bewegung, deren er nicht Herr zu werden vermochte. Dann wandte er sich noch einmal zurück und legte die Hand auf Menschen's Scheitel. „Auf Wiedersehen, Menschen,“ sagte er leise.

Ueber der Kleinen Antlitz flog ein Leuchten. Sie nickte freudig und geleitete ihn noch bis zur Ausgangspforte.

Ich hatte als stummer Zuschauer der Scene beigewohnt, freute mich aber des Handels von Herzen, so gering auch mein Glaube an dessen Bestand war.

In der nächsten Zeit suchte ich Max häufiger in seiner neuen Behausung auf und fand zu meiner Freude seine Thür stets für mich offen. Sein Stübchen war sehr einfach, aber freundlich. Die volle Frühlingspracht lag vor ihm ausgebreitet. Sein Schreibtisch mit den gefüllten Bücherregalen darüber stand am Fenster, meistens sah ich schon von unten seinen Kopf mit dem welligen blonden Haar, in das sich wahrhaftig schon Silberfäden mischten, über die Bücher gebeugt, er las, er schrieb wieder. Es schien in der That, als ob ein Wundergeist in diesen Räumen herrsche, der ihn, den Verlorenen, verwandelte und entzauberte.

Die Welt fand sich bald berufen, neuerdings über ihn zu reden. Er gestellte sich ganz zu den Gärtnerleuten, als mit ihnen an ihrem Tische, verließ oft tagelang nicht Haus und Garten und mied dauernd die Wirtshäuser.

Unser Umgang war seit Jahren schon einseitig. Seit ich verheiratet war, war er ein einziges Mal bei mir gewesen, zu einer Zeit, da meine Frau sehr krank lag. Wenn ich bei ihm war, gab es auch keinen regen Austausch mehr zwischen uns, wir saßen meist einsilbig einander gegenüber. Jetzt erzählte er mir lebhaft von seinen Hausgenossen. Was so lange völlig geschlummert, der alte Enthusiasmus schien wieder erwacht und einen neuen Gegenstand gefunden zu haben. Die kleine Anna erfüllte sein Herz. Niemals wußte er einen tiefsinnigen, bedeutsamen Zug von dem Kinde zu erzählen.

Wochen kamen freilich dazwischen, wo er für niemanden sichtbar war und, wie mir dann Frau Bieder sagte, krank lag. Es wäre aber vergeblich gewesen, sie über seinen Zustand anzuforschen, ihre Rede war stets kurz und bestimmt, aber ohne weitere Enthüllungen. Ich hatte öfter in dieser und der folgenden Zeit den Eindruck, als ob die Frau eine geheime Zauberkraft besäße, aber das Geheimnis lag einzig in ihrer zielbewußten Festigkeit und Ruhe.

Allmählich ward ich es gewahr, daß hier eine systematische Heilkur begonnen war und durchgeführt wurde. Anfangs versiel sein Körper noch mehr darunter, und als der Herbst ins Land kam, und später, als die ersten Winterstürme brausten, bedte mein Herz zuweilen bei seinem Anblick. Ich fürchtete, daß selbst seine eiserne Konstitution den Anprallen, welche er ihr zumutete, nicht Stand hielt.

Die kleine Anna war dann viel um ihn, und Frau Bieder überwachte die Pflege mit ihrem ruhigen eisernen Gesicht. In diesem schwachen gebrochenen Zustande, wo niemand, außer mir, zu ihm gelassen wurde, lag wieder ein vergeistigter Ausdruck auf seiner Stirn und verklärte die verfallenen Züge. Er war heiter und weich, wie in den alten Tagen, nur das übersprudelnde Temperament kam nicht mehr zum Vorschein, das schien völlig erstickt.

Ich fand ihn eines Tages unter Papieren kramend. Es waren viele lose Blätter mit Poesien beschrieben, andere enthielten Aufsätze und Abhandlungen. Er reichte sie mir lächelnd. „Vielleicht ist dir einiges darunter nicht ganz unbekannt,“ meinte er, „die Welt hat längst, ohne den wahren Urheber zu ahnen, ihr Urteil über diese Sachen gefällt. Das, was in martervollen Stunden, wo der zerknirschte Geist sich gegen die Vernichtung auflehnte, entstand, das lasen die sorglosen, in ebenen Geleisen dahinschlendernden Menschen mit heiterem Behagen und setzten ihre kleinliche Kritik daran. Man rühmte den Verfasser als einen Mann, der das Leben kenne; was sie wohl, diese Tugendreichen, Satten, gesagt hätten, wüßten sie, daß der Gefallene, der Ausgestoßene dieser Mann sei.“

Ich sah starr auf die Blätter. Seit Jahren schon zählten die Werke dieses Anonymus, der sich nur „ein Narr wie viele“ unterzeichnete, zu den berühmtesten der Zeitperiode, man hatte sich vergeblich den Kopf zerbrochen, wer dieser seltsame geistvolle Narr sei. Also solche Nichtstunder waren in den Jahren der tiefsten Erniedrigung durchgebrochen, Stunden, wo der Geist so sonnenklar gewesen, mit solcher beißenden scharfe Zeitströmung und Menschenlos zu beleuchten verstanden und — das war mein nächster Gedanke — sein eigen Glend um so tiefer empfunden.

„Wenn ich sterben sollte,“ sagte er jetzt, „so sammle diese Blätter in meinem Nachlaß und verrate der Welt nie meine Autorschaft. Sie soll nicht noch ihre weisen Kommentare dazu

machen und neuen Stoff finden, mein armselig Leben unter das Seziermesser zu bringen.“

„Du wirst nicht sterben,“ rief ich aus, „du wirst es überwinden und dich frei ringen, und dann, Max, dann bist du ein größerer Held, als tausend andere, die nie in Aufsechtung fielen.“

Auf eine flüchtige Sekunde leuchtete ein hellerer Strahl in seinem Auge auf. „Wenn ich es überwände,“ wiederholte er leise, „ja — keiner, der nicht so weit in des Teufels Krallen war, kann ermessen, was es kostet, Beelzebub seine Beute zu entreißen. Sie, die Alte da unten“ — er wies hinab, wo seine Wirte wohnten — „sie hat den Höllenfürsten überlistet.“ Ein humoristisches Lächeln, das an früher erinnerte, spielte um seine bleichen Lippen. „Ich glaube, sie hat einen Pakt mit ihm geschlossen und betrügt ihn dabei auf das schmachlichste.“

„Nun, wenn du noch scherzen kannst, so hat es keine Gefahr mit dem Sterben,“ meinte ich und strich ihm das lockige Haar aus der wachsblichen Stirn.

„Wollen's abwarten,“ erwiderte er lakonisch. „Da kommt meine kleine Pflegerin, die Flamme im Ofen zu schüren. Habe ich es wohl verdient, Heinrich, daß es mir noch so gut wird?“

„Ja, du hast es verdient.“ Der Ausspruch kam mir aus der Seele. Die Kleine war in die Stube getreten, sie war noch gewachsen in der letzten Zeit, und ihr freundliches Gesicht wirkte wie Sonnenschein. Sie war nicht hübsch, aber anmutig. Sie schürte das Feuer, begoß die Blumen, denn trotz der Winterzeit war sein Stübchen wie ein blühender Garten, zündete die Lampe an und ordnete seine Bücher und Papiere. Sie schien hier ein Privilegium zu haben, zu schalten nach ihrem Belieben.

Es war ganz finster geworden, als ich ging, und ein stürmischer kalter Abend. Ich hüllte mich dicht in meinen Pelz und schritt in tiefen Gedanken den Gartensteig entlang. Jenseit des Pörtchens stand ich still, und schaute, an den Stamm der alten Linde gelehnt, welche ihre Zweige über den Eingang breitete, nach seinen Fenstern zurück. Das Licht der kleinen Lampe blickte freundlich und friedlich zu mir herüber, und jetzt vernahm mein Ohr gedämpfte Töne, den Gesang einer kindlichen Mädchenstimme. Es war die Melodie eines schweremühtigen Volksliedes, und ich unterschied jetzt deutlich die Strophen. Ich sah im Geist die Scenerie. Der in Schuld und Glend Versunkene, in dem der ursprünglich so hohe und edle Geist sich emporzuringen strebte, und neben ihm das junge unschuldige Kind, unbewußt in ihrem Lieben und Mähen, seine Seele zu lösen und zu befreien. Wiegte sie mit ihrem Gesang diese Seele in ewigen Schlaf? Hieß für ihn Befreiung Tod? Zu Anfang, als ich heute in seine Stube getreten war, hatte ich gemeint, einen Sterbenden zu sehen, und — so weh sich auch mein Herz zusammenzog bei dem Gedanken — war Tod für ihn vielleicht nicht die harmonischste Lösung? Verführung, jetzt, wo er von Freundlichkeit und Liebe umgeben, hinüberzuschlummern konnte in Frieden? Wie sollte sein Leben werden, wenn er genes? Sein Geist war noch nicht erloschen, er der Verfasser dieser geistvollen Werke — ließ sich die Vergangenheit noch tilgen? Konnte er sich noch wieder emporzuringen und das Gemeine, Niedere weit hinter sich zurückwerfen? Bei Gott war kein Ding unmöglich, und ich atmete unwillkürlich tief auf. Dazu bedurfte er aber eines Führers, er war eine anschiegende, keineswegs selbständige Natur, und zur Ergänzung seines Wesens gehörte — ein Weib. Ich ballte meine Hände in Gedanken dessen, was Weiber ihm gethan. Und Menschen da oben, die mit fast anbetender Liebe zu ihm emporschauten, zu ihm in seinem jetzigen Zustande — sie war ein Kind, und auch wenn sie heranwuchs, was konnte sie ihm sein? Jetzt in ihrer unbewußten Unschuld ein friedbringender Engel, später auf seinem Lebenswege in der Welt niemals die ebenbürtige Gefährtin!

Der Wind hatte in heftigen Stößen um die alte kahle Linde gebräust, ich stand noch immer in meine Gedanken vertieft, da vernahm ich plötzlich einen Ton in meiner unmittelbaren Nähe, wie das schwere Atmen eines Menschen. Etwas Weißes leuchtete in der tiefen Dunkelheit mir gegenüber.

„Ist da jemand?“ fragte ich barsch und trat einen Schritt vor. „Sie sind's, Herr Doktor,“ erwiderte eine schwächere Frauenstimme, die mir bekannt vorkam, „ich glaubte Sie vorhin schon bei dem schwachen Licht der Laterne zu erkennen. Ich bin Eleonore Meiners.“

Ich zuckte zusammen, das war der Name des Mannes, den Max' ehemalige Braut geheiratet hatte. „Und was führt Sie bei solchem Wetter in der Dunkelheit an diesen Platz?“ fragte ich kalt.

„Ich — ich hörte, er sei schwer krank, er werde sterben,“ sagte sie, und ich merkte an ihrem Ton, daß sie gewaltsam die Thränen zurückhielt, „da ließ es mir keine Ruhe. Ich bin heimlich fortgelaufen, die Eltern glauben mich im Theater, ich hoffe, daß ich hier vielleicht jemanden fände, den ich fragen könnte.“

„Wohnen Sie denn nicht auf dem Gute Ihres Vaters?“ erwiderte ich. Es widerstrebte mir, mit ihr über den zu sprechen, den sie so schändlich verraten und so elend gemacht hatte.

„Ich lebe von meinem Manne getrennt!“ sagte sie in einem seltsamen Ton. „O! könnte ich Max nur ein einziges Mal sehen.“

„Das würde ein recht erfreulicher Anblick für Sie sein, Frau Meiners,“ sagte ich bitter, „es gehört Mut von Ihrer Seite dazu, den Wunsch zu hegen.“

Der Wind hatte ausgefegt, es war eine Ruhepause eingetreten in dem Sturmgebrause, und um uns war es unheimlich still. Ueber unseren Häuptern im Wipfel der Linde schrie ein Käuzchen. Ich vernahm einen leisen schluchzenden Ton.

„Haben Sie Erbarmen,“ flüsterte sie, „und sagen Sie mir, wie es ihm geht.“

Aber in meinem Herzen spürte ich keine erbarmende Regung für sie. Was wiegt solche momentane Zerknirschung einer hohlen Wind- und Wetterfahne; morgen, wenn es die Verhältnisse erlauben, wird wieder getanz und gelacht. „Es geht ihm wohl,“ sagte ich, „er ist bald an aller Leiden Ende.“

Ihr Mantel flatterte auseinander, sie schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte. „Soll ich Sie nach Hause führen?“ sagte ich in höflich kaltem Ton, „hier ist bei diesem Unwetter wohl unseres Bleibens nicht.“

Jetzt drangen noch einmal durch die momentane Stille die Töne des Gesanges herüber, es war ein geistliches Lied, das Menschen oben sang. Wir standen beide einen Moment unbeweglich, dann fragte sie hastig: „Wer singt da bei ihm?“

„Seine Pflegerin, die Tochter des Wirtes,“ erwiderte ich. Sie seufzte, dann wandte sie sich zum Gehen, und ich folgte ihr langsam. Wie sie so vor mir herschritt, mit schwerem Atem gegen den Sturm ankämpfend, Mantel und Gewandung um sie her flatternd, mußte ich an Dantes zweiten Höllenkreis denken, wo „der Höllewindbraut unaufhörlich Toben, reißt wirbelnd die gequälten Geister fort.“

Ein neuer Frühling war ins Land gekommen, und Max lebte noch. Jetzt hoffte auch ich, daß er es überwinden werde. Sein Auge erhielt wieder Glanz, seine Wangen Rundung, und eine stille Heiterkeit machte sich in seinem Wesen bemerkbar. Er lebte ein ruhiger Mieter und Kostgänger unter diesen einfachen Leuten und rührte keinen Tropfen eines geistigen Getränkes an. Das war der Tribut, den Satan von ihm forderte.

Manchen wuchs heran und blühte in seinem stillen lieblichen Jungfrau entpor, ihre Verehrung für den Hausgenossen steigerte sich mit jedem Jahr. Denn Jahre, ereignislose, spurlos in das Meer der Zeiten versinkende Jahre verfloßen für meinen armen Freund. Seine Heilung, die Willenskraft, welche er in seinem Emporrufen aus tiefster Erniedrigung bewiesen, erwarben ihm die Teilnahme und Anerkennung vieler. Man suchte ihn wieder auf, lud ihn in die alten Kreise, aber er wich dem aus. Tag für Tag sah man ihn seinen Spaziergang machen, einsam, oder in Begleitung des jungen Mädchens, der Tochter seiner Wirtin.

„Ob er die heiraten wird?“ sagten die Leute, welche ja bei jeder Sache eine alltägliche Zuthat haben müssen.

Ich glaubte nicht, daß Max an eine Heirat dachte. Er sprach von sich wie von einem Greis, der sein eigentliches Leben hinter sich hat und von dem einamen Fels aus, auf den er sich aus den Strudeln und Brandungen gerettet, leidenschaftslos hinabschaut auf das bunte Gewimmel der noch unten Ringenden.

Er arbeitete viel, ich erfuhr es zu meiner großen Freude, daß er sich endlich einer literarischen Thätigkeit hingab. Er zählte jetzt vierunddreißig Jahre, und die Erfolge, welche er als Anonymus davongetragen, waren wohl geeignet, ihn zu spornen. Seine Beziehungen erweiterten sich, sein Schicksal erregte in größeren Kreisen Interesse.

Bei einem meiner häufigeren Besuche traf ich ihn mit der Gärtnerfamilie in der Weinlaube vor der Hausthür. Er las den einfachen Leuten die Frithjofsage vor. Ich wollte keine Störung verursachen und setzte mich still auf die Bank am Eingang der Laube. Es war ein schöner Sommernachmittag, die alte Linde draußen blühte und sendete ihren süßen Duft herüber, der sich mit den übrigen Wohlgerüchen des Gartens mischte. Die Bienen und Käfer summten in der sonndurchleuchteten Luft, ein tiefer Friede herrschte in diesem kleinen weltfernen Winkel. Ich betrachtete die Physiognomien der Hörenden. Die wettergeharteten Züge des alten Gärtners verrieten nicht viel Anteilnahme an der Dichtung, er flocht seine Baststühle und mochte mit seinen Gedanken mehr bei seinen Sämereien und Pflanzen sein, als bei Ugeborgs und Frithjofs Schicksal.

Frau Binder hielt ihr statliches Haupt kerzengerade, während ihre Hände eifrig an dem groben wollenen Strickstrumpf arbeiteten, auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck von Stolz und Befriedigung. Diese Lage der Dinge war ihr Werk, und wenn ihre scharfen, grauen Augen hinüberschweiften zu dem Leser, auf dessen Stirn ein stiller Glanz sich spiegelte, so zuckte um ihre Lippen ein gutes Lächeln. Mannens Finger aber verrieten nur mechanisch ihre Arbeit. Ihre Seele war bei der Dichtung, und bei dem, der sie ihr vortrug. Ich sah sie teilnahmvoll an. Mannchen hatte sich auffallend verschönt, ihre schwellende junge Brust hob sich in unbewußten Seufzern, verklärte hing ihr Auge an dem Leser.

Was sollte das werden? „Nunte Max, was in des Mädchens Herzen vorging? Er sah in ihr das Kind, an das er sich gewöhnt, dessen Liebe er wehmütig lächelnd hingegenommen schon von der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft, im Gefühl seines Unwertes. Jetzt allmählich suchte er sie zu verdienen, von seiner Schuld abzutragen. Er wollte ihr von seinem Geiste geben, sie aus der Alltäglichkeit emporziehen, zu sich, dessen Schwingen sich wieder zu regen begannen.“

Er schwieg. Mannchens Wangen waren purpurn gefärbt, ihre Augen strahlten in fremdem Glanz. Max war aufgestanden und schritt, wie es oft seine Gewohnheit war, schweigend im Garten auf und ab. Mannchen folgte ihm zaghaft. Ihre Bewegungen waren langsam, wie die einer Träumenden. Die Mutter schaute ihr nach. Auch ihre fleißigen Hände ruhten plötzlich, und es huschte über ihre Züge, wie das Licht einer Offenbarung. Das kräftige Rolorit auf ihren Wangen erblich, um ihr breites Kinn flog ein Zittern.

(Schluß folgt.)

Naturwissenschaftlicher Unterricht für Frauen?

Von Wilhelm Bölsche.

Nachdruck verboten.

Die Geschichte der menschlichen Kultur ist in wesentlichen Zügen die Geschichte der Frau. Kein großer Heraufgang, kein entscheidender Umschwung, der nicht Kultur und Frau in unlöslichem Zusammenhang zeigte. Nun sagt man: unsere Kultur hat eine Wendung genommen, die uns von einem „Zeitalter der Naturwissenschaft“ sprechen läßt. Man fügt aber auch gern hinzu, gerade bei der langsamen Ausgestaltung dieses Zeitalters habe eigentlich die Frau am wenigsten mitgeholfen. Und man folgert, die Differenz müsse ausgeglichen werden; die Frau müsse sich in den Geist der neuen Zeit energisch einzuleben suchen; der Jugendunterricht auch für das schwächere Geschlecht müsse mehr belastet werden mit Naturgeschichte. Praktische Folgen, besonders des letzten Satzes, beginnen bereits in den Lehrplänen unserer Mädchenschulen merkbar zu werden, und selbst in den Kreisen, die etwa dem Medizinstudium der Frau, als gelegentlichem wirklichem Lebensberuf, noch abgeneigt sind, verschließt man sich jener allgemeinen Bildungsforderung längst nicht mehr. Junge Mädchen in den gesundheitlich bedrohlichsten Jahren bekommen Demonstrationen an der Elektrifiziermaschine, lernen das Plinische System auswendig und wissen auf Verlangen Bescheid in den großen Gruppen des Tierreichs wie kleine Cuviers. Zu Hause

merkt denn wohl die verständige Mutter, die sich vor allem um das Gemütsleben ihrer Kinder sorgt, daß mit allen diesen schönen Dingen verzeuflert wenig erreicht wird, daß das Auswendiggelernte tot bleibt und höchstens einen später fast unbefiegbaren Widerwillen gerade gegen diesen Lehrstoff hinterläßt.

Dieser Mutter zu Nutz und Frommen, die sich meistens keinen klaren Ausweg weiß, trotz ihres richtigen Gefühls-widerstrebens, möchte ich nun jene Kette von Sätzen einmal kurz auf ihren Kern präsen und zeigen, was für böse Rechenfehler fast regelmäßig dabei mit unterlaufen.

Gewiß, wir leben im Zeitalter der Naturwissenschaft und freuen uns dessen. Aber gleich von Anfang ist der Satz grundverkehrt, daß die Frau keinen Anteil gehabt habe an dem Werdegang dieser großen, erhebenden Epoche der Kultur. Das ist ja gewiß: Männer haben die großen Entdeckungen und Erfindungen gemacht, mit denen die Epoche beginnt — von Kopernikus, Galilei und Newton bis herauf zu Alexander von Humboldt, Robert Meyer, Helmholtz und Darwin steht Mann an Mann. Aber wenn man in dieser Weise rechnen will, so ist die Frau überhaupt nicht thätig gewesen am Kulturwert der Menschheit. Frauenhand hat die Marmorwerke der Griechen nicht geschaffen, noch die Goldsätten Homers bewegt. Die großen Religionsstifter sind Männer gewesen. Und doch braucht man nur an die Ausbreitung des Christentums zu denken, um augenblicklich zu wissen, wie gerade die Frau mit ihrer Umwandlung des Logisch-Gedachten ins Innerlich-Empfundene recht eigentlich die Verarbeiterin der welterschütternden Menschheitsideen gewesen ist — wie denn doch heute jede einfache Krankenpflegerin, deren Namen „kein Lied, kein Heldentum“ nennen wird, werthätigere Trägerin der christlichen Ethik ist, als der feinsinnigste Kanzelredner. Mitgearbeitet am Zeitalter der Naturwissenschaft haben in erster Linie alle diejenigen Frauen — und sie zählen nach Tausenden und Abertausenden — die innerlich in jenen schweren Geisteskämpfen gerungen haben, die so eng mit der sich Bahn brechenden naturwissenschaftlichen Weltanschauung zusammenhängen, die aus jenen Konflikten heraus sich rein individuell einen harmonischen Standpunkt eroberten und von ihm aus auf ihre Kinder einwirkten, sei es, indem sie ihnen schon einen festen Standpunkt mitgaben oder, was häufiger der Fall und auch schon sehr viel wert ist, indem sie ihnen wenigstens offene Bahn ließen für jede Auffassung, der sie sich zuneigen wollten. Mitgearbeitet haben ferner alle Frauen, die als Mütter ihre Kinder körperlich und seelisch geund erzogen haben, die ihnen die Augen frisch für die Welt geöffnet haben, die sie von früh an in Berührung gebracht haben mit dem schönsten Anschauungsobjekt, das es für das Kind giebt, mit der Natur selbst in Wald und Feld, in ihren Farben und Formen, in jenem Gemütszauber, der für alle wirklich fördernden großen Naturforscher ursprünglich die Brücke gebildet hat zu dem wissenschaftlichen Eindringen in den Zusammenhang der Naturerscheinungen. Und die Zahl auch dieser Mütter wollen wir doch gewiß nicht zu klein ansetzen!

Wir sind mit dieser Zurückweisung einer ersten ungerechten Behauptung schon weiter gekommen, als es vielleicht scheint. Der nächste Satz fällt von selbst: daß wir der Frau überhaupt erst durch Unterricht eine Möglichkeit schaffen müßten, in der bestehenden Kulturrepoche ein Wort mitzusprechen. Nicht um ein ganz neues Ermöglichtes handelt es sich: es gilt vielmehr, jene bereits in mehreren Punkten angedeutete, längst bestehende Mitarbeit der Frau zu erleichtern, durch besondere Hochschätzung anzufeuern und nach Kräften allgemein zu machen. Will man das letztere auch „Unterricht“ nennen, und glaubt man es, da die Schule nun doch einmal besteht und ein Stück Mutter ersetzen soll (ja ersetzen muß, wo soziale Notstände die Mutter zum Erwerb zwingen gleich dem Manne, also ihr nicht die Zeit zur Erziehung lassen), auch in der Schule als Lehrgegenstand einführen zu können, so wird doch das Wörtchen „Unterricht“ im Sinne des wahren Sachverhalts ein völlig neues Gesicht gewinnen müssen.

Betrachten wir es einen Augenblick. „Unterricht“ ist kein so harmloses Wörtchen, wie es aussieht. Zwei radikal verschiedene Meinungen treffen darunter zusammen, und was praktisch daraus gemacht wird, ist meistens eine wunderliche „Spottgeburt“ aus beiden, nicht Fisch, noch Fleisch, zweideutig und deshalb nach zwei Seiten scheinbar gedeckt und unangreifbar.

Unter Unterricht — vor allen Dingen dem für das weibliche Geschlecht — soll verstanden werden: Anregung zum Interesse an irgend einer nützlichen Sache; Aufmunterung zum Selbststudium, das Freude macht und durch die Aussicht auf solche Freude angepörrt wird. Unter Unterricht wird verstanden in nur zu zahlreichen Fällen ledernes, geisttötendes Einpaucken einer vom Lehrer — nicht einmal immer in weisester Umgrenzung — zusammengestellten Auswahl von Gedächtnisworten! Mit dem Eingepackten ist, anstatt daß ein Anfang gelegt sei zur eigenen Arbeit, der Abschluß gegeben, aufatmend wirft die Schülerin das Lehrbuch bei Seite, froh, daß das „absoiviert“ ist — und von Freude ist keine Rede. Man sagt nun wohl, das Anregende könne nur gegeben werden, wenn ein gewisses Penum trockenem Gedächtnisstoffes eingepauckt sei; und die Freude dürfe erst Frucht harter Arbeit sein. Gerade der naturwissenschaftliche Unterricht aber ist das schlagendste Beispiel gegen dieses pädagogische Faulbett — der Ausdruck ist leider nicht zu stark, da für sehr viele Lehrer und Lehrerinnen das trockene Ueberhören auswendig gelernter toter Namen wirklich nur ein Ausweg ist, um ihre Unfähigkeit und Unlust zu lebendiger Anregung beim Unterricht zu bemänteln. Nein, bei alledem, was unsere Frauen als Mädchen gelernt haben sollten von Dingen der Naturwissenschaft, ist geradezu gar nichts, was durch Gedächtnisarbeit im Sinne von „Auswendiglernen“ erworben werden könnte. Sehen wir uns ein paar Hauptpunkte an. Beispielsweise Botanik. Braucht die tüchtige, im edelsten Sinne gebildete Frau, die wahre Kameradin ihres Mannes sein und offenen Sinnes in ihre Zeit schauen soll — braucht sie irgend ein Pflanzensystem auswendig zu wissen, irgend welche tote Tabelle lateinischer Pflanzennamen im Kopfe zu haben, irgend welche Maßangaben über Staubfäden und Ähnliches bewältigt zu haben? Und das Mädchen, das wirklich diese Dinge gelernt hat, ist ihm die Natur lebendiger, vertrauter, heller geworden — oder ist sie ihm nicht gerade in ein graues Stubenlicht geraten, zum regungslosen Buchstaben geworden? Eine Frau kann in die schöne Lage kommen, einen Garten zu besitzen — sie wird bei einigermaßen erträglicher sozialer Stellung wenigstens immer in der Lage sein, etwas Blumenzucht im Zimmer betreiben zu können. Dabei nützt ihr nun der gute Sinn mit seinen Staubfäden gar nichts.

Ich glaube nicht einmal, daß es ihr viel hilft, wenn sie selbst eine sehr genaue Liste über die Zeit, wann man bestimmte Pflanzen säen soll, wann sie blühen u. s. w., auswendig gelernt hat; denn über diese Dinge findet sie wesentlich besseren Rat in einem unserer guten populären Werke über Blumenpflege — und in unserer ohnehin überlasteten Welt sollte man sich wirklich nicht mit Ballast den Kopf füllen, den ein Buch uns jederzeit willig darreicht, wenn wir ihn brauchen, sonst, fürchte ich, werden unsere Enkel Meyers Konversationslexikon auswendig lernen müssen. Was gerade dieser Frau aber sehr nützlich wäre, und was unglücklicherweise unmöglich paragraphenweise in jener Weise eingepauckt und memoriert werden kann, das wäre ein allgemeines Bild von den Lebensbedingungen der Pflanze, von der Rolle der Pflanze im Naturhaushalt, von der Geschichte der Pflanzenwelt auf Erden und Ähnliches. In lebhafter Darstellung sind das Dinge, die so merkwürdig sind, daß man jedes Kind damit fesseln kann. Und gerade solche Sachen als Grundlage bekommt man im Leben nicht so leicht, sie sollte das Mädchen in der Schule lernen. Weiter: eine Frau kommt in die Lage, Reisen zu machen — und sei es nur innerhalb des Vaterlandes, aus dem Kiefernforst der Mark an den buchegrünen Ostseestrand, ins Erlendicht des Spreewaldes, zu den Schwarzwaldtannen, in die rote Griseide. Da ist es von ungeheurem Wert, etwas von dem landschaftlichen Charakter der irdischen Pflanzenwelt zu wissen, von dem weiten, reichen Gebiete dessen, was Humboldt die „Physiognomie der Gewächse“ genannt hat. Wer seine Augen in dieser Weise für den Anblick eines Landschaftsbildes etwas geschult hat, der ist fast um einen Sinn reicher geworden. Aber das sind nun gar erst recht Dinge, die nicht nur nicht in Paragraphen zu teilen sind, sondern die eigentlich nur im Freien gelehrt, im Schulzimmer allenfalls noch durch gute Abbildungen oder durch erstes Vorlesen und Durchsprechen des einen oder anderen Reiseberichts, wie wir deren ja die denkbar besten und populärsten in Deutschland besitzen, ergänzt werden können. Was von der Botanik gilt, gilt nicht minder von Zoologie, Mineralogie und Chemie, von physikalischer Geographie und Astronomie. Diese Lehrfächer haben etwas geradezu Furchterliches, wenn sie in irgendwie systematischer Vollständigkeit trocken einem armen Mädchentopfe eingedrückt werden sollen. Der konventionelle Unterricht in Chemie und Physik, wo er getrieben wird, ist rebenes Zeugnis. Was ich hier praktisch gesehen habe an Lehrbüchern, Lehrmethoden und Lehrergebnissen, hat in einer Weise niederschlagend auf mich gewirkt, daß ich ernstlich wünschte, man beseitigte diese Fächer so bald wie möglich wieder vollständig aus dem weiblichen Unterricht, aus Schule wie Lehrerexamen. Es ist verlorene Liebesmüh! Und wesentlich darum ist es das, weil die Liebe gerade ertötet wird durch die Art des Unterrichtes, die Liebe zur Natur, dieses herrliche Gut des Kulturmenschen, diese endlose, billige und sittlich reinste Genussquelle, die am wenigsten der Frau in ihrem ohnehin so schweren, enttäuschungsreichen Lebenslauf verschüttet werden sollte.

Ich bin bei diesen negativen Ausführungen schon hier und da im Drange der Debatte selbst positiv geworden. Und in der That, ich glaube an eine treffliche Rolle, die naturwissenschaftlicher Unterricht bei der Bildung des zur Frau reisenden Mädchens — gut geordnet — spielen könnte. Wenn er nur eben jene ersten von mir berührten Punkte genügend berücksichtigt! Wenn er sich klar bleibt, daß die Frau nicht — wenigstens in der Regel nicht — durch ihr Wissen im Spezialsinne, durch ihre eigene Forschung, durch ihre Entdeckerintuition mit-schafft an Geistesinhalt unseres „Jahrhunderts der Naturwissenschaft“, sondern daß sie mit-schafft als Ummünzlerin des starren Wissensgoldes in lebendigen Gemütswert, daß sie mit-schafft als Erzieherin und Mutter, die vielleicht nie mit dem Ganzen wirkt, sondern mit einem Kleinen, fest Fashbaren, mit diesem aber — ganz. Wohl ist die eigentliche Schulfrage eine brennende des naturwissenschaftlichen Unterrichtes. Aber wer ihn in jenem Sinne faßt, dem greift der Begriff doch noch weit in andere Gebiete hinüber. Es liegt vor allem eine Mahnung auch darin an unsere popularisierende naturwissenschaftliche Tagesliteratur. Ich wünsche, so wenig wie bei der Dichtung, etwa eine besondere „Frauenliteratur“. Leider ist sie, wie sie ist, nur zu leicht ein rettender Hafen bitterbösen, leichtesten Dilettantentums. Und selbst bessere Autoren malen sich, wenn sie solche Bücher verfassen oder mündliche Vorträge in diesem Sinne halten, nur zu gern ein Fröblich der Frau aus, halb Schwachkopf, halb Mimose, dem vor allem gerade die gesunde Frau selbst aus ihrer moralischen Individualität heraus entgegenzutreten ein gutes Recht hat. Wesentlich mehr, als geschieht, könnte im Punkt der Letztäre geschehen. Naturwissenschaftliche Bücher in anregender, auch gemüthlich fesselnder Form giebt es für die sogenannte „reife Jugend“, unter der eigentlich immer stillschweigend die männliche verstanden wird, in wirklich ausgiebigster Fülle. Besonders der Spanersche Verlag hat hier aufs beste vorgearbeitet. Da ist mehr als ein Buch in der Reihe, das auch jeder erwachsenen Frau höchst dienlich sein könnte. Nur daß eben das böse Vorurteil des „Kinderbuches“ nicht fortzubannen ist. Die wenigsten vergegenwärtigen sich, daß man vor jeder neuen Wissenswelt immer wieder als Kind anfängt, daß ein Goethe, der mit weißem Haar noch chinesisch lernt, in diesem Fach einfach nichts mehr und nichts minder als ein — Abschütze ist. Nicht leugnen will ich ja daneben, daß der Ton in diesen naturwissenschaftlichen Jugendchriften allerdings vielfach ein ungenießbarer ist. Nicht nur die allgemeine Weltanschauung pflegt darin beschränkt zu sein — das wäre, wo es auf das Verbreiten von Thatfachen ankommt, nicht so wichtig — nein, auch in den Thatfachen wird aus allerlei pädagogischen Zwecken gesichtet und nach Belieben ausgelassen. Mag das für Kinder wenigstens ein gewisses Recht bei unseren allgemeinen pädagogischen Ansichten haben, so muß die erwachsene Frau sich hier um so energischer widersetzen und abgestoßen fühlen. Denn wenn es heiliges Gesez sein darf, daß man vor Frauen nicht roh und frivol werden soll, so ist es ein ebenso heiliges und unerforschliches Gesez, daß gerade in der Naturwissenschaft, sobald dieses Wort überhaupt im rechten Sinne erfaßt ist, nichts Rohes und Frivoles wenigstens für erwachsene, innerlich harmonische und normale Menschen vorkommt.

Es giebt für alles eine Form, in der man es ausdrücken kann. Das Wesen dieser Form besteht darin, daß man den Hörer in allen seinen Sinnen, in seinem ganzen, reifsten Ich hineinzieht in die Heiligkeit der Sache. Ist der Mensch erst dafür erobert, dann erwacht in ihm allmählich (es kommt nicht

mit einem Schlage, es will wie alles gelernt sein!) jene intellektuelle Reinheit, jenes glückliche Gefühl des leichten Schwebens über den Dingen — um das Wort des Philosophen Nietzsche zu gebrauchen: jener sichere Standpunkt „jenseits von Gut und Böse“, den alle wirklich großen Naturforscher gehabt haben, und den errungen zu haben ein direkt moralischer Fortschritt ist, der gerade dem naturwissenschaftlichen, angeblich so gefährlichen Unterricht als solcher verdankt wird. Daß man zu ihm der Frau verhilft, das ist ihre berechnete Forderung, und in diesem Sinne erklärt sich in der That, daß die meisten Jugendbücher ihr doch nicht genügen können, wenn sie auch vor den Thatfachen der Wissenschaft noch so sehr kind ist. Sie will Bücher haben, in denen jener große, freie Geist lebt, jene heilige Offenheit, und die doch dem Anfänger verständlich sind. Ach, wenn diese Bücher nur nicht ziemlich selten und zudem noch durch so böse Goldketten angeknüpft, so teuer wären! Machen wir uns doch daraus kein Hehl, daß die meisten Familienmütter sich bei unjeren literarischen Zuständen gar keine naturwissenschaftlichen Werke anschaffen können! Auf der einen Seite herrscht wirklich die materielle Schranke: die Bücher sind teuer, und das Geld ist nicht da. Hier wäre nur zu raten durch Verbilligung der Bücher: und das geht nicht aus buchhändlerischen Gründen, deren Wert ich hier nicht moralisch zu prüfen habe, die ich aber als Thatfache anerkenne. In dessen selbst da, wo die Geldfrage nicht so unmittelbar in Betracht kommt, da ist leider, leider ein Berg konventionellen Vorurteils erst abzutragen, der wahrscheinlich noch lange, lange Zeit seine Schreckhörner fröhlich ins Blaue recken wird. In der schönen Litteratur hat sich in gewissem Sinne doch schon als eine Art Anständigkeitsforderung bei uns eingebürgert, daß man bestimmte klassische Werke selbst besitzen müsse; die wohlhabende Hausfrau dürfte bereits Kopfschütteln erregen, die von einer Freundin Goethes Werke entleihen wollte. Daß aber für gewisse Klassiker der Naturwissenschaft dieselbe Forderung zu sonnenklarem Recht besteht, das ist durchweg ganz unbekannt. Selbst sehr edle Frauen reden hier von Verschwendung, wenn das Gespräch darauf kommt. Und doch sind es gerade diese Bücher, für die der letzte Nothhafen der bürgerlichen Bildungsfreundin auf dem poetischen Gebiete — die Leihbibliothek — absolut versagt. Humboldts „Kosmos“ oder Brehms „Tierleben“ kann man nicht auf vier Wochen „leihen“ und nach dem Nachtessen, wenn die Kinder zu Bette sind, durchfliegen. Solche Bücher muß man haben. Ueber Jahre weg muß man immer einmal wieder von ihnen kosten, sonst sind sie gar nicht im Geiste unser zu nennen. Und welcher ein Schatz in der Familie ist doch, wenn er richtig gewürdigt wird, ein solcher Klassiker wie Brehm! Ist die Mutter heimlich geworden in solchem Buche, so werden es alle ihre Kinder. Naturfreude durchströmt mit diesen eine ganze neue Generation. Und aus der Naturfreude kommt wieder Sinn für Gesundheit, aus dem Wissen vom Tierleben erwächst die Milde gegen das Tier, aus der frühen Einsicht in den heiligen Gang des Naturgesetzes bildet sich ganz besonders stark jene fast gesetzmäßig rechtlichaffene Handlungsweise heraus, die letzten Endes ja doch das Beste und das Durchschlagende im Menschen ist.

Wohl ist die Zahl jener naturwissenschaftlichen Klassiker nicht überquellend groß — im Gegenteil. Aber vorhanden ist doch eine kleine, gute Reihe. Und das Beste: es wachsen gerade jetzt in steigendem Andrang immer mehr hinzu. Ein so junger und schwerer Wissenschaftszweig wie die Darwinische Entwicklungslehre hat uns doch in dem unübertrefflichen „Werden und Vergehen“ von Cuvier's Sterne bereits ein klassisches Buch geliefert. Täglich eröffnen sich Gebiete, die gerade Hausbücher im eigentlichen Sinne fast notwendig hervorbringen müssen. Ich erinnere bloß an die neueren Forschungen über die ersten Lebensjahre des Kindes, die Entstehung der Sprache im Kinde, die ersten Sinnesregungen des Kindes. Gibt es ein inniger beteiligtes Publikum für diese Dinge (Breyer hat schon ein lesbares Buch darüber geliefert) als die Mutter? Gerade wir Deutschen dürfen verhältnismäßig noch am wenigsten über Mangel klagen. Wir haben Eigenes, das kein Volk sonst erreicht hat, und das Beste des Auslandes kommt uns in guten Uebersetzungen zu. Natürlich darf man — es geschieht leider nur zu oft — sich nicht geblöckel täuschen lassen durch findige Buchhändlerpekulationen, die gar manches recht misérable, ganz unwissenschaftliche Nachwerk gleich schon als „klassisch“ uns anpreisen möchten. Gut gemeinte, aber recht oberflächliche Bücher — ich muß hier sogar einen Namen wie Mantegazza einschließen — machen unverhältnismäßig mehr Reklame für sich, als sie verdienen. Und es muß auch entschieden dagegen protestiert werden, wenn man uns vorreden will, die kühnen Scherze eines eminenten Künstlers wie Jules Verne repräsentierten klassische Werke populärer Naturwissenschaft; diese Bücher speziell sind sehr anregend, aber gerade in ihren guten Werten, ihren glücklichen Einfällen nur für den Fachmann beiläufig; der lehrhafte Teil darin ist dagegen mit einer so bodenlosen Leichtfertigkeit zusammengeplündert, daß man um keinen Preis das Champagnergepöckel und den künstlerisch ganz zweifellos hohen Formenwert mit echtem klassischem Wissenschaftstrank verwechseln darf.

Soll ich der Frau, da wir gerade bei diesem Punkte stehen, einen Rat geben, der aus innerster Seele quillt, so ist es der: sie lasse sich, wenn sie mit einem naturwissenschaftlichen Bildungsbedürfnis in einen Laden geht, um zu kaufen, nie, aber auch nur niemals, von dem betreffenden Sortimentbuchhändler einen Rat erteilen. Er wird ihr immer die Modebücher zuweisen. Nun sind bisweilen auch die besten Bücher Mode. Aber für die Regel besteht keine Garantie — oft geradezu das Gegenteil. Unser buchhändlerischer Geschäftsbetrieb, dessen Institution ich als solche hier, wie gesagt, nicht kritisiere, geht nicht von dem obersten Gedanken einer Bildung des Publikums, sondern von dem einer größtmöglichen Anpassung an das Publikum aus. Er paßt sich den schlechten, verwerflichen Wünschen genau so an, wie den edeln Regungen. Und wenn, wie es vielfach leider in der „menschlichen Komödie“ geschieht, die schlechten Regungen ziffermäßig triumphieren, so besteht für die gute Absicht der Käuferin stets die Gefahr, daß sie — selbst schuldlos — in den Dienst der schlechten tritt, indem sie sich der Mode unterwirft und ein Buch kauft, das ihr der Sortimentbuchhändler in „zwölfter Auflage“ vorlegt. Dem Bücherkundigen graust, wenn er sich vergegenwärtigt, was für

Machwerke beispielsweise der unbeschreiblichsten medizinischen Ignoranz und Charlatanerie die zwölfte Auflage erlebt haben!

Man hat die Thatfache, daß wir im Zeitalter der Naturwissenschaft stehen, auch wohl so wenden wollen: wir ständen in einer Zeit seelischer Verrohung. Und es ist auch das darauf zurückgeführt worden, daß die Frau keinen inneren Anteil habe weder an dem Werden, noch an dem Sein dieses Zeitalters der Naturforschung. Es ist glücklicherweise nicht so. Und wenn Schwierigkeiten von mancherlei Art bisweilen die verbindende Straße sperren — uns bleibt der starke Trost trostlos: keine tüchtige Zeit ohne Frau — keine tüchtige Frau ohne Beziehung zum Wesen ihrer Zeit! Und wo die Brücke zerstört ist, da müssen wir sie eben wieder bauen!

Ein Dichter-Jubiläum.

Nachdruck verboten.

Der Lebens- und Entwicklungsgang eines Dichters und Schriftstellers, der seit vier Jahrzehnten auf fast allen Gebieten der Poesie mit entschiedenem Erfolge thätig gewesen, dem deutschen Publikum zahlreiche Werke von bleibendem Werte geschenkt und seit langen Jahren durch die Leitung der vornehmsten Revue innerhalb deutscher Lande einen bedeutenden Einfluß auf das geistige Leben unserer Zeit aus-



Julius Rodenberg.

geübt hat — der Entwicklungsgang eines solchen Mannes, beleuchtet von einem denkwürdigen Punkte aus, darf auf allgemeines Interesse beim lesenden Publikum, auf ein besonderes überdies bei den Leserinnen und Lesern des „Bazar“ rechnen!

Julius Rodenberg, auf den wir mit diesen Andeutungen zielen, gab den in ihm lebenden und wirkenden Anlagen zu dichterischer Gestaltung schon in früher Jugend bemerkenswerten Ausdruck. Als blutjunger Student trat er, erfüllt von jener echt deutschen Gesinnung, in der er sich sein Leben lang bewährt hat, für die von Dänemark hart bedrängten, von Deutschland schmachvoll verlassenen Schleswig-Holsteiner in Sonetten voll zorniger Blut und patriotischem Pathos ein; schrieb fast gleichzeitig ein reizvolles, von dem ganzen Zauber jugendlicher Lebenslust durchhautes Epos „Dornröschen“ und faßte die Anregungen und Eindrücke, die er auf unermüdeten Ferienwanderungen in seinem schönen heftigen Heimatlande empfand, in Skizzen und Bildern voll heiterer Anmut und glücklichen Humors zusammen. Ungeachtet strömten ihm immer neue Motive und Stoffe zu, immer reicher wurde seine Produktion, und während er einerseits sein juristisches Studium mit der liebevollen Pflichttreue, die sein Wesen überhaupt auszeichnet, verfolgte, füllte er andererseits seine schönheitsdürstige Seele, wo immer es geschehen konnte, an den großen Gebilden der Natur, und jedes innere wie äußere Erlebnis setzte sich ihm in Sang und Klang um.

So entstand eine Fülle von lyrischen Dichtungen, gefühlsinnig und melodienreich; so ferner leichte epische Dichtungen, zum Teil voll übermütigen Jugendhumors, wie „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie“; weiterhin „Musikalische Sonette“ in grazioser Formbeherrschung; „Dramatische Idyllen“, lebenswürdig nach Vorwurf und Durchführung; nicht zu vergessen ein Melodram: „Waldbühnen Margarete“, in welchem ein wenig bedeutender Stoff durch Lieder von schönem musikalischen Fluß und einen an Goethe erinnernden edlen Dialog verklärt wird. Zwischen alle diese poetischen Schöpfungen hinein schob sich als Niederschlag einer wohl vorbereiteten Pariser Studienfahrt das interessante und kulturhistorisch nicht unwichtige „Pariser Bilderbuch“.

Mit dem Jahre 1856 schloß Rodenberg sein Rechtsstudium gewissenhaft mit der Erwerbung des juristischen Doktorgrades ab und widmete fortan seine gesammelte Kraft dem schriftstellerischen Berufe. Sein Name hatte bereits einen guten Klang im deutschen Publikum; ihm selbst aber genigte das Erreichte nicht. Sein fortstrebender Geist verlangte nach weiterem Schauplatz, nach größeren Arbeitsfeldern; er sehnte sich nach Ländern und Städten voll mächtiger historischer Reminiscenzen, vor allem nach enger Verührung mit jenem Volke, das in Lebens- und Sinnesweise für deutsche kräftige Naturen

von jeher große Anziehungskraft gehabt hat, dem englischen. Diese Sehnsucht hatte zu mitwirkendem Grunde die damaligen trübseligen öffentlichen Zustände in der Heimat: es sah unerfreulich genug dazumal in Deutschland aus, und der Dichter gewann, wenn er um sich schaute, wenig guten Mut. — So siedelte denn Rodenberg im Jahre 1857 nach England über, und von da an datiert sich in seinem Schaffen eine aus dem Leben wie aus der Vergangenheit der britischen Nation tief aufgeschöpfte Liebe für Land und Leute innerhalb der drei Meere. Mit unermüdetem Eifer erforschte er deren Sprache bis in die letzten Ueberbleibsel ältester Mundarten, sammelte und sichtigte mit tief eindringendem Studium Sagen und Märchen welfremder Bevölkerungen in Wales und Irland, und durchwanderte rastlos Englands historische Stätten, ihre vom Glanz der Tradition verklärten Verklärligkeiten gleichzeitig mit dem Auge des Kulturhistorikers wie mit dem liebenden Blick des Dichters prüfend.

Einen ganzen Herbst hindurch vergrub er sich in eine schlichte walisische Bauernfarm, die verborgensten Tiefen der Volksseele zu ergründen; einen ganzen Sommer lang durchpilgerte er „die Insel der Heiligen“, in gleichem liebevoll hingebenden Bemühen; wieder und wieder versenkte er sich in die dämonisch-anziehende Großartigkeit des Lebens der Weltstadt an der Themse, mit dem barmherzigen Auge des Menschenfreundes vornehmlich das Schicksal der Armen und Unglücklichen erfassend, und wenn er dann größere Rast, hier oder dort, machte, verarbeitete er die Ergebnisse seiner redlichen Mühen zu tüchtigen und wertvollen Werken, an denen jeder Deutsche seine Freude haben muß. So entstanden die schönen, stimmungsvollen Bücher „Ein Herbst in Wales“, „Die Insel der Heiligen“, so die höchst interessante Sammlung „Die Harfe von Erin“, mit wertvollen Exkursen über Volksdichtung, und die reizvolle Dichtung „Die Mythe von Killarney“, so das kulturhistorisch wichtige und sehr lesenswerte Buch: „Alltagsleben in London“ und die bekannten großen Romane „Die Straßensängerin von London“, „Die neue Sintflut“ und „Von Gottes Gnaden“, alle getragen von vollkommener Beherrschung der kulturhistorischen Realien und durchwärmt von der innigen Liebe des Verfassers für den Boden, auf dem seine bedeutende Dichtung sich bewegt.

Für die Bühne schrieb er das Textbuch „Das Mädchen von Korinth“, eines der schönsten, handlungsreichsten und poesievollsten Libretti, die je einem Komponisten geboten worden, in Musik gesetzt von Jean Bott — doch auch ohne die Beigabe ein selbständiges dichterisches Werk. — Für Rubinstein verfaßte er den großartigen Text „Sulamith“; ein Auftrag Meyerbeers wurde durch den Tod des berühmten Maestro aufgehoben.

In den sechziger Jahren kehrte Rodenberg für die Dauer in die deutsche Heimat zurück, wo inzwischen das öffentliche Leben erhöhten Schwung erhalten hatte und sich bereits die neue Aera einer nationalen Bewegung, die in drei großen Siegeszügen und der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches ihren Höhepunkt erreichen sollte, zu eröffnen begann. Hier übernahm er, als gefeierte literarische Kraft, die Leitung der Monatschrift „Deutsches Magazin“, trat nach einigen Jahren in die Redaktion des „Bazar“ über, wo alsbald seine geistvolle Initiative sich in hohem Grade wirksam erwies; begründete dann, gelockt von dem Gedanken, einen literarischen Mittelpunkt „für Litteratur, Kunst und Gesellschaft“ zu schaffen, den „Salon“ und verwickelte endlich im Jahre 1875 sein Ideal einer großen Revue nach dem Vorgang Englands und Frankreichs in der von den ebenjo kühnen wie einsichtigen Verlegern, Gebrüder Paetel in Berlin, mit hoher Liberalität ausgestatteten Monatschrift „Deutsche Rundschau“.

Zumitteln der rastlosen Arbeit an diesen wechselnden Unternehmungen erfrischte und stärkte er seine Seele an unermüdeten Wanderungen durch fast alle Länder unseres Kontinents, als deren Früchte er dem deutschen Publikum eine Fülle anziehender und gut geschriebener Bücher bieten konnte. Ich nenne als solche: „Diesseit und jenseit der Alpen“, „Aus aller Herren Ländern“, „In deutschen Landen“, „Ein dänisches Seebad“, ohne damit ihre volle Zahl zu erschöpfen. Selbstverständlich begleitete seine deutsch-patriotische Gesinnung die großen Momente auf dem Entwicklungsgange unserer Nation zum hohen Ziel mit machtvoll-sympathischen Klängen seiner Leyer: dem zum Zeugnis soll der schönen Festspiele „Zur Heimkehr“, „Vom Rhein zur Elbe“ und der schwungvollen, tiefempfundnen „Kriegs- und Friedenslieder“ hier dankbar gedacht werden.

In Berlin seit 1865 heimisch geworden, wandte er der aufblühenden und mehr und mehr zur Centrale deutschen Lebens sich entwickelnden Stadt seine Aufmerksamkeit und seine Liebe zu und bethätigte dieselbe mit einer so edlen Pietät, wie schöner kaum je ein Sohn seiner Vaterstadt erwiesen hat. Ich denke hierbei nicht nur an den im alten Berlin spielenden großen Roman „Die Granddiers“, sondern vor allem an das unvergleichliche Werk „Berliner Bilder“ mit seiner wahrhaft historischen Fortsetzung „Unter den Linden“ und dem humoristischen Corollarium „Herrn Schellbogens Abenteuer“ (sämtlich im Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin) — Bücher, die in jedem tüchtigen Berliner Hause einen Ehrenplatz einnehmen müssen, wenn wir Modernen noch ebensoviel Sinn für die historische Existenz unserer Heimat hätten, wie unsere Väter, die ihre Städtechronik, so ein unbeholfenes, trockenes Ding dieselbe auch war, unmittelbar neben der Bibel und Luthers Schriften aufstellten! — Wie fein und tief eindringend Rodenbergs Erkenntnis vom Wesen Berlins und seiner Bewohner ist, hatte er übrigens schon in einer geistvollen Parallele „Wien und Berlin“ dargestellt, ehe er seine „Berliner Bilder“ im einzelnen zu zeichnen begann.

Von jeher ist im Reiche des Geistes, nach einem thätigen, schöpferischen Leben in voller Kraft, als köstliche Gabe der Gottheit ein frischer, arbeitssamer, von goldener Herbstsonne verklärter Lebensabend geschätzt und gepriesen worden. Möge ein solcher dem wackeren Dichter, der jetzt (am 26. Juni) sein sechzigstes Lebensjahr abschließt, von jenem gültigen Geschick, das bisher über seinem Leben gewaltet, beschieden sein!

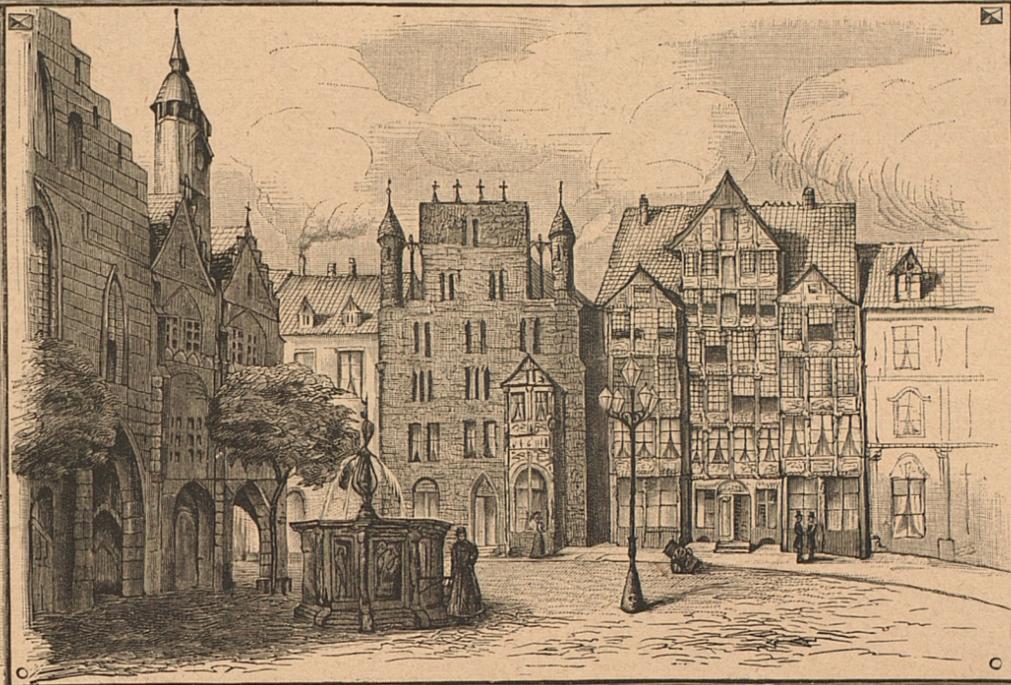
Hildesheim.

Es ist eine alte, winkelige Stadt mit engen, unebenen Gassen, in denen man sich nicht ganz leicht zurechtfindet, Hildesheim im fruchtbaren Thal des Klüfchens Innerste, das prächtige Wiesen einfaßt. Aber eine der anziehendsten unserer norddeutschen Städte ist es, anziehend besonders durch die große Zahl merkwürdiger alter Bauten. Die ältesten davon reichen bis in das elfte Jahrhundert zurück, als Bischof Bernward, der später heilig gesprochen, der selbst ausübender Künstler gewesen sein soll, um die Ausschmückung der Stadt sich hochverdient machte. Aus dieser Zeit und dem folgenden Jahrhundert stammen die in romanischem Baustil aufgeführten prächtigen Kirchen Hildesheims, der Dom, die Michaelis- und die Godehardi-Kirche. Die Profanbauten der Stadt dagegen gehören zum Teil der spätgotischen Zeit an, hauptsächlich aber sind es Holzbauten im Stil der deutschen Renaissance. Diese Häuser mit den vorspringenden Stockwerken und hohen Giebeln, mit den Schnitzereien und sinnigen Sprüchen, welche die Balken zieren, geben der Stadt ihren Charakter, wie er sich erhalten hat aus alter Zeit bis auf unsere Tage. Hildesheim hat auch sein modernes Viertel, wo die Häuser aussehen, wie überall sonst in neuen Stadtteilen; abgesehen davon hat es sein Gesicht unverändert bewahrt, wie kaum eine andere deutsche Stadt.

Unser Mittelbild zeigt den altstädtischen Markt, auf diesem links das Rathaus, das mit „Lauben“ versehen ist, wie wir sie aus vielen anderen unserer alten Städte kennen. Vor dem Rathause befindet sich ein Brunnen mit einem Rolandsbilde, dem Zeichen eigener Gerichtsbarkeit. Uns gegenüber auf dem Bilde sehen



wir zunächst dem Rathause das eigenartig mit einem Erker und runden Türmchen gezierte sogenannte „Templerhaus“. Weiter rechts steht auf dem Markt, auf unserem Bilde nicht zu sehen, eines der merkwürdigsten Gebäude der alten Stadt, das vor kurzem renovierte „Knochenhaueramthaus“, ausgezeichnet durch einen kolossalen Giebel, der kunstreich mit Schnitzerei und



bildet vielleicht seine größte Merkwürdigkeit nicht ein Gebäude, sondern ein Baum oder vielmehr Strauch. Es ist das der „tausendjährige“ Rosenstock, der die Außenseite der Krypta des Doms mit blühenden Zweigen überrankt. Unter dem Hauptaltar soll er seine Wurzel haben. Ist er nicht ganz so alt vielleicht, wie die Sage ihn macht, so sieht er doch auf eine Reihe von Jahrhunderten zurück. Als ich vor einigen Jahren ihn zuletzt sah, hatte er eben wieder einen Wurzelschoß von gewaltiger Stärke getrieben und prangte mit zahllosen Blumen. J. Trojan.



Malerei geschmückt ist. Es sei bemerkt dazu, daß Knochenhauer dieselben Herren genannt werden, die anderwärts Metzger oder Fleischer heißen. Das Haus zur linken Hand über dem Mittelbilde ist das alte „Männerhospital“. Die anderen vier Bilder stellen Privathäuser in verschiedenen Teilen der Stadt dar, welche den Holzbaustil des 16. und 17. Jahrhunderts in besonders hervorragender Weise zur Anschauung bringen.

Einen eigentümlichen Eindruck machen diese alten Fachwerkbauten. Da ein Stockwerk über das andere vorspringt, rücken die oberen Stockwerke in den engen Straßen einander manchmal so nahe, daß man auf einem von Fenster zu Fenster gelegten kurzen Brett leicht von einem Hause in das andere hinüber treten könnte. Die Häuser neigen ihre Gesichter einander zu. Dittmals haben die Balken nach einer Seite zu sich gesenkt und die Häuser stehen schief. Aber fest stehen sie doch und fallen nicht um. Nur das Feuer, für das sie eine „angreifliche Ware“ sind, ist in hohem Grade gefährlich für sie und hat leider in den letzten Jahrzehnten ihrer eine nicht geringe Zahl weggerafft.

Hildesheim war einst reich und blühend, es gehörte seiner Zeit mit zur Hanse. Neuerdings ist es wieder aufgeblüht als Mittelpunkt einer reichen Landschaft, in der Ackerbau und Gewerbesleiß wohl gedeihen. Es ist ausgezeichnet durch architektonischen Schmuck, wie wenige andere Städte unseres Vaterlandes. Dennoch



Charlotte von Hagn †.

Nachdruck verboten.

Charlotte von Hagn! Wie ein Zauberwort erhellt der berühmte Name das Antlitz unserer Eltern und Großeltern. In jugendlichem Feuer leuchten die Augen auf, und begeistert spricht der weite Mund: „Ah, die Hagn, ja das war eine echte große Künstlerin, eine wahrhaft ideale Erscheinung!“ Mit Stolz und Nüchternheit gedenkt man der seltenen Harmonie innerer und äußerer Vorzüge, welche die geniale Zeitgenossin ausgezeichnet haben, weite, die vollendete Schönheit, den blendenden Geist, die herzwinnende Anmut und entzündende Schalkerei des allgefeierten Lieblings hervorzuheben. Und mit Recht! Charlotte von Hagn war eine ideale Erscheinung, eine jener Begnadeten, auf die noch verkärend der goldene Abglanz der romantischen Zeit fällt. Mit ihr ist eine letzte Freundin Aug. Wilh. Schlegels, Tieck's, Immermann's, Humboldt's, Varnhagens, Rahels, Bettinas, die letzte und bedeutendste Schülerin der Schröder, die letzte der herrlichen Frauen aus König Ludwig's I. Schönheitengalerie aus dem Leben geschieden.

Charlotte von Hagn ist am 9. November 1809 in München geboren, wo ihr Vater, „unbeschadet seines adeligen Namens und Charakters“, neben dem Amt eines städtischen Aufschlagers ein kaufmännisches Geschäft betrieb. Ihn verdankte sie, gleich den übrigen fünf Geschwistern, das Erbteil einer außerordentlich körperlichen und geistigen Begabung. Von den Grazien sämtlich begünstigt, hatten mehrere der Kinder, vor allen Charlotte, die zweitälteste, und Ludwig, der jüngste, zudem noch das Weihegeschick künstlerischen Talentes als köstliche Lebensmitgift erhalten. Während sie, ihrem Beruf zur Bühne folgend, dauernden Ruhm gewann, hat der einzige Bruder als Maler das selbe Ziel erreicht.

Bei dem regen Verkehr, den der Vater mit zahlreichen hervorragenden Bühnenmitgliedern pflegte, offenbarte sich ihr angeborenes Genie frühe, und Votischen, die auf dem kleinen Haustheater in langer, selbstgefertigter Papierschleppie die Heldin spielte, erweckte bald die Aufmerksamkeit der sachverständigen Freunde. Ihr Entschluß, Schauspielerin zu werden, stand bald trotz alles Widerstrebens der altmütterlich streng gesinnten Eltern unerschütterlich fest, und Urbans Fürwort half ihr ihn durchsetzen. Mit voller Seele gab sie sich nun unter der bewährten Leitung Anna Langs dem Studium hin; sogar auf dem Spaziergang nahm sie Unterricht, wobei die kluge Lehrerin sie sorgfältig verschleierte, damit kein neugieriges Auge vorzeitig diese seltene Schönheit entdeckte. Im Drange innerer Begeisterung entfaltete sich indes die natürliche Anlage so rasch, daß Charlotte schon am 22. August 1826, kaum siebzehnjährig, als „Alpharastia“ in Kobebues polnisch-sibirischen Drama „Graf Benjowsky“ ihren ersten theatralischen Versuch an der Hofbühne wagen durfte. Stürmischer Hervorruf, eine damals nicht allzu häufige Auszeichnung, bezeugte sein Gelingen; einmütig war das Lob der Kritik, das Entzücken des Publikums, das nicht minder dem schlichten ergreifenden Spiel und edlen sittigen Anstand als der lieblichen Schönheit der angehenden Künstlerin galt. Jedes neue Auftreten bestätigte dies günstige Urteil, und nachdem sie in dem Lustspiel „Armut und Edelsinn“ eine Probe ihres vielseitigen Talentes abgelegt, konnte am 10. September 1826 die königlich bayerische Hofschauspielerin Ute. Hagn ihre ruhmreiche Laufbahn neben Clair, Urban, Mad. Fries, Mad. Schröder, den ersten Bühnengrößen der Zeit, beginnen. In rascher Folge und buntem Wechsel wurden ihr Märchen, Luise, Thelka, Julia, Desdemona, Käthchen — kurz alle tragischen Liebhaberinnen des klassischen Repertoires neben einer Menge vornehm eleganter, harmlos naiver und neckisch ausgelassener Rollen aus längst verschwundenen Konversationsstücken und Poffen anvertraut. Raslos arbeitete sie dabei an ihrer Weiterbildung, und keine Geringere als Sophie Schröder kam ihr hierbei zu Hilfe. Aber es bedurfte der ganzen Begeisterung und nach-eifernden Bewunderung Charlottens, um die Launen und das heftige Ungeheim der Meisterin zu ertragen. Wie oft äußerte sie, dieser Lehrzeit gedenkend, im Alter scherzhaft: „D, hätte ich die Haare noch, die mir die Schröder ausgerissen!“ Doch wir vermessen dieselben nicht in der lichtbraunen Lockenfülle, welche das liebreizende Antlitz der jugendlichen „Thelka“ umwog, das Stieler im Jahre 1828 für das Schönheitskabinett der königlichen Residenz in München verewigt hat. Das Bild dieser „Thelka“, wohl das schönste unter den schönen, wurde als Zeugnis für die Kunst des Malers an Goethe gesandt, um ihn zu bestimmen, sich dem küniglichen König Ludwig's I. zu fügen und Stieler zu dem nun in der neuen Pinakothek befindlichen Porträt zu fügen. „Sie zeigen mir das Bildnis eines Engels“, schrieb er zurück, „und ohne Hoffnung, ihm zu gleichen, kann ich doch nicht widerstehen.“ Schade, daß uns Fräulein von Hagn's Entgegnung auf dies artige Wort des Altmeisters nicht überliefert ist; denn ihre Schlagfertigkeit, ihr Witz, der stets traf und nie verfehlte, ihr schelmischer Mutwille waren nicht die letzten ihrer Reize. Das wußte keiner mehr als Freund Raimund zu schätzen, dessen tiefinnig phantastische Märchengestalten sie so anmutig und verständnisvoll verkörperte. In gemüthlicher Gesellschaft strich er eines Abends lachte über den weichen, blendendweißen Arm der neben ihm sitzenden „Feenkönigin“ hin und fragte gut gelaunt: „Schau, Jungfer Lotte, wo haben's denn den Atlas her?“

„Just von da, woher Sie Ihren Spiritus beziehen,“ war die lachende Antwort.

Doch schon wenige Jahre später „jammert Raimund und mit ihm ganz München „um seine“ gefesselte Phantasie.“ Die Sorge um ihre große Familie, die Charlotte, eben selbst erst mündig, beim Tode des Vaters auf sich genommen, veranlaßte sie 1831 zu einer Gastreise nach Sachsen. Ermutigt durch ungeahnten Erfolg, trat sie in Begleitung der älteren Schwester Peppi, von nun an lebenslang ihre treue Dienerin, eine zweite größere nach Petersburg und Norddeutschland an, eine Reihe großartiger Huldigungen, welche ein glänzender Berliner Engagementstrag krönte.

Ihr Erscheinen brachte einen frischen Zug in das Berliner Repertoire, regen Wettstreit in das Zusammenspiel und lebendiges Interesse in das Publikum des unter der Leitung des jungen Grafen von Redern einer großen Zukunft zusteuenden neuen Schauspielhauses.

Charlotte von Hagn spielte alle Register weiblichen Em-

phindens mit bezauberndem Takt und gleicher Virtuosität, von der gottbegehrten „Jungfrau“ und stolz entzogenen „Grisebis“ bis herab zur Kofette und zum Backfisch. Aber wenn auch die hochbegabte Schülerin der Schröder sich in tragischen Rollen nicht verleugnete, so wies ihr Naturell sie doch zunächst auf das Gebiet der klassischen Komödie und des feinen Lustspiels. Ihre größten Triumphe feierte sie als „Donna Diana“, „Beatrice“ im Shakespeareschen, „Mirandolina“ im Goldonischen Lustspiel und in all den vielen ausdrücklichen für sie geschriebenen Stücken der zeitgenössischen Theaterdichter Bauernfeld, Karl Blum, Charlotte Birch-Pfeiffer u. a. Es war Thalia, die ihr den vollen Lorbeer reichte, obgleich auch Melpomene sie nicht unbelohnt und ungeschmückt entließ.

Aber eben diese erstaunliche Universalität Fräulein von Hagn's ward zur Quelle stetiger Zwistigkeiten mit den Nebenbühlerinnen, besonders der ersten Heldin Frau Stich-Crelinger, die für sich und ihre beiden, der jugendlichen Rollen beseligten Töchter intriguierte. Ganz Berlin war in zwei feindliche Lager gespalten und es gab „keine anderen „Aner“ als Hagnianer und Crelingerianer.“ Selbst Prinz Wilhelm von Preußen, unser nachmaliger großer Kaiser, verschmähte es nicht, als Schiedsrichter in diesen Streit einzugreifen und Fräulein von Hagn persönlich zu begünstigen, um deren Panier sich im Gegensatz zur demokratischen Partei der Crelinger die höchstgestellten und gebildetsten Kreise der Stadt geschart hatten. Der Salon war auf der Bühne wie im Leben Fräulein von Hagn's eigentliches Element, wo ihre Schönheit, gehoben durch eine Toilette, die „fast eine ästhetische Leistung zu nennen war,“ ihr Geist und ihre Tournüre zu voller Geltung kamen. Tieck, dessen gelehrige Jüngerin und geschätzte Vorleserin sie war, Humboldt,



Charlotte von Hagn.

Fürst Bückler-Mustau, Varnhagen, Rahel, Bettina, Theodor Mundt und seine Gemahlin Luise Mühlbach, Raupach, damals ein volltönender Name, Wum, die Kollegen Seydelmann, Schneider, Charlotte Birch-Pfeiffer bildeten ihren Umgang. Keine Berühmtheit der Zeit blieb ihr fern, und manch wertvolle Beziehung, so mit Schlegel in Bonn, Immermann in Düsseldorf ward angeknüpft und erstarkte durch eifrigen Briefwechsel zu dauernder Freundschaft. Auf wiederholten Gastreisen von Berlin aus errang sie die außerordentlichsten Erfolge.

Vielbewundert und vielumworben, auf der Höhe ihres Ruhmes verließ sie die Bühne für immer, um der Werbung eines eleganten jungen Kavaliere Gehör zu schenken. Im Jahre 1846 vermählte sie sich mit dem Mittergutsbesitzer Alex. von Oden und folgte ihm auf seine Güter in die Lausitz. Doch bald vertauschten die Neuwermählten die ländliche Idylle von Runersdorf mit Berlin und München. Zwei Kinder, welche das Paar erfreuten, starben früh, und das Glück der ziemlich ungleichen Ehe überlebte sie nicht lange. Schon 1851 bewirkte eines eleganten jungen Kavaliere Gehör zu schenken. Im Jahre 1846 vermählte sie sich mit dem Mittergutsbesitzer Alex. von Oden und folgte ihm auf seine Güter in die Lausitz. Doch bald vertauschten die Neuwermählten die ländliche Idylle von Runersdorf mit Berlin und München. Zwei Kinder, welche das Paar erfreuten, starben früh, und das Glück der ziemlich ungleichen Ehe überlebte sie nicht lange. Schon 1851 bewirkte eines eleganten jungen Kavaliere Gehör zu schenken. Im Jahre 1846 vermählte sie sich mit dem Mittergutsbesitzer Alex. von Oden und folgte ihm auf seine Güter in die Lausitz. Doch bald vertauschten die Neuwermählten die ländliche Idylle von Runersdorf mit Berlin und München. Zwei Kinder, welche das Paar erfreuten, starben früh, und das Glück der ziemlich ungleichen Ehe überlebte sie nicht lange. Schon 1851 bewirkte eines eleganten jungen Kavaliere Gehör zu schenken.

Da traf sie 1854 plötzlich ein Schlaganfall, und zwar doppelt empfindlich, weil in dem, was ihr Vollkommenstes gewesen: in der Gewandtheit der Zunge und Bewegungen. Sie erholte sich zwar rasch, doch blieben einige Spuren als erstes Elemento zurück. Allmählich nahte der Feierabend ihres Lebens, und das Motto des Rottmann'schen Fresko an ihrem Hause im Arkadenbau des Hofgartens: „Stille ist es in dir nun — es wirkt Kunst nichts — bloß die Natur noch in dir“ ward symbolisch für die Bewohnerin dieses traulich geschmackvollen Heims, die, umgeben von Erinnerungen, den Blick wehmütig sinnend auf die blühenden Lindenwipfel vor ihren Fenstern gerichtet, gar manchmal die buntbewegten, glänzenden Bilder einer großen Vergangenheit an ihrer Seele vorüberziehen ließ. Aber die noch immer wirksame Natur war gut und edel und fand in der Stille ein Feld erspriesslichster Thätigkeit. Viele Hunderte, in deren ärmliche Kammer der Name der berühmten Schönheit und Künstlerin nie gedungen, lernten

ihn jetzt kennen und — segnen. Nur die Beschenkten wußten von den Wohlthaten, die sie aus vollem Herzen und mit vollen Händen spendete.

Immer mehr lichtete sich der Kreis der Intimen. Im Jahre 1881 verlor sie ihre Lebensgefährtin Peppi, und die Freunde gingen einer nach dem anderen dahin. „Der Beste“ aber, ihr Bruder Ludwig, der um ihretwillen sein Atelier von Paris nach München verlegt hatte, und die geliebte Schwägerin standen ihr treu zur Seite und verschönten ihr das Alter. Im 82. Jahre hat sie am 22. April 1891 ihr irdisches Dasein vollendet. Ein Kranz unverwelklichen Lorbeers bezeichet ihre Ruhestätte, und manche Thräne inniger Dankbarkeit ehrt das Andenken dieser seltenen Frau, die ebenso gut wie groß gewesen.

Aleg Braun.

Eine neue „Stütze der Hausfrau.“

Von Emil Pechkau.

Nachdruck verboten.

Sie hat ein wunderbares, einziges Temperament! Anspruchslos, geduldig, immer arbeitsfroh und niemals wider-spensig, niemals Thränen, niemals „Nerven“. Jedem Wink gehorcht sie auf der Stelle, treu und ehrlich waltet sie ihres Amtes, klatsch kennt sie nicht, und fabelhaft ist ihr Wissen und ihr Wille. Sie heizt die Deseu und spielt Klavier, sie schleppt die Eimer und heizt die Kranken, sie putzt die Schuhe und singt mit der Stimme der Patti — sie kann und thut alles, was man von ihr verlangt.

„Wo um des Himmels willen ist dieses Märchenwesen zu finden?“ höre ich fragen. „Wo wohnt sie? Wie heißt sie? Wie kann man sie fesseln?“

Sie heißt „Elektricität“, und daß ich wahr gesprochen habe, daß man sie schon jetzt mieten kann und in Zukunft gewiß mieten wird, das beweist die eben jetzt in Frankfurt am Main eröffnete „Elektrische Ausstellung“, ein überwältigendes Bild der Fortschritte, welche Wissenschaft und Technik in den letzten Jahren gemacht haben.

Es ist bekannt, daß eine Stange Siegelack, wenn sie gerieben wird, imstande ist, kleine Körperchen, z. B. Papierchnigel anzuziehen. Die Ursache dieser Erscheinung ist die wachgerufene „elektrische Kraft“. Dieselbe Kraft wird auch geweckt, wenn gewisse Körper, zum Beispiel eine Kupferplatte und eine Zinkplatte, einander berühren, und die so erzeugte Elektricität hat die Eigenschaft, in einen Draht geleitet, mit außerordentlicher Schnelligkeit fortzueilen. Darauf beruht der Telegraph, das Telephon. Die Welt ist aber jetzt weiter, unendlich viel weiter gekommen. Man erzeugt nicht bloß durch Berührung zweier Körper (in den sogenannten „galvanischen Batterien“) Elektricität, man kann jede beliebige Kraft, die Kraft einer Dampfmaschine, die Kraft eines Flusses, eines Wasserfalls mit sogenannten „Dynamomaschinen“ in Elektricität verwandeln und kann so die ganze Arbeitskraft etwa eines Wasserfalls in irgend eine Stadt — telegraphieren. Ist die Elektricität dort angekommen, so kann man sie mittels Leitungen in die Häuser verteilen, geradejo wie wir jetzt Gas und Wasser in Röhren zugeführt bekommen, und einmal im Hause wird die Elektricität mit zumeist bereits recht einfachen Apparaten zu jedem beliebigen Dienst brauchbar. Wir können sie in Licht verwandeln, oder in Wärme, oder in Arbeitskraft — je nach Bedarf.

In vielen Städten sind schon solche „elektrische Centralanlagen“ für gewisse Zwecke der Industrie, für Stadtbeleuchtungen, den Betrieb von Trambahnen u. s. w. errichtet, in anderen sind sie im Bau begriffen. Ich nenne nur London, Berlin, Köln, Rom, Amsterdam, Wien. Es ist nur mehr eine Frage der Zeit, ja in den meisten Fällen nur eine Frage der zu überwindenden Vorurteile, daß die Elektricität allen dienstbar wird, daß man sie in die Häuser leitet.

In Amerika geschieht dies schon vielfach, und in dem kleinen Städtchen Faudo an der Gotthardbahn haben die Einwohner, kleine Leute und Bauern, eine Genossenschaft gegründet, Kapital zusammengesteuert, und jetzt verwandeln sie die reichlich vorhandenen Wasserkräfte in elektrisches Licht, das ihnen billiger zu stehen kommt, als anderes.

Nicht überall wird das zur Zeit der Fall sein, aber die in das Haus geleitete Elektricität läßt sich ja nicht bloß in Licht verwandeln, sondern auch in Wärme und in Arbeitskraft. Sie thut eben alles, was man von ihr verlangt, und so wird sich sowohl der Betrieb von Geschäften und Werkstätten, wie jener von Haushaltungen in geradejo wunderbarer Weise vereinfachen. Ein Druck auf einen Knopf genügt, um eine Lampe anzuzünden, ein anderer Druck wärmt das Wasser, ein dritter setzt die Nähmaschine in Betrieb, ein vierter befördert die Kohlen aus dem Keller herauf.

In Amerika putzt die Elektricität bereits die Schuhe, und es wird nicht viel Mühe kosten, sie auch zu den schwierigsten Arbeiten „abzurichten“, wenn man sie nur einmal im Hause hat. Wer daran zweifelt, den erinnere ich an seinen letzten Besuch — beim Zahnarzt. Die Elektricität ist da der flinke Gehilfe, der bohrt und schneidet und die Plombierhämmer treibt — wenn sie das versteht, welche häusliche Arbeit sollte ihr unmöglich sein?

Im Franklin-Klub zu Newyork fand kürzlich ein Diner statt, das ganz allein mit Hilfe der Elektricität zustande kam. Sie hatte die Speisen gekocht, und auf einer elektrischen Miniaturbahn fuhren die Schüsseln auf die Tafel und dann von einem Gast zum andern. Kleine elektrische Apparate waren aufgestellt, welche die Auster öffnen, die Eier kochten, den Kaffee auf der erwünschten Temperatur hielten, die Cigarren der Herren anzündeten und den Damen die Nüsse knackten. Und um das Maß der Wunder voll zu machen, sprach auch noch eine Puppe, welche die Züge Franklins zeigte, einen Toast — in ihrem Innern war ein „Phonograph“ verborgen.

Das ist eine anmutige Illustration zu der großen Geschichte von der Elektricität.

Die Eigenschaften, welche der „elektrische Strom“ besitzt, stehen uns übrigens schon jetzt zu Diensten. Das Werk der Zukunft ist es nur, uns die geschilderte billige und bequeme Bezugsquelle zu eröffnen. Wer aber aufs Geld nicht zu sehen braucht oder sonst günstige Umstände auszunutzen weiß, der kann sein Haus vom Keller bis unters Dach elektrisch durch-

strömen lassen, und unter gewissen Verhältnissen wird eben der Kostenpunkt überhaupt nicht in Frage kommen und ebensowenig Mühe und Unbequemlichkeit.

Ich habe im vergangenen Herbst in einem kleinen Schweizer Hotel gewohnt, dessen Besitzer, ein unternehmender Kopf, einem nahen Sturzbad sein wildes Leben entnahm, um damit das Hotel zu nähren. Er hatte eine kleine Dynamomachine aufgestellt, eine Drahtleitung, an Waldbäumen befestigt, führte die Elektrizität in das Haus, und da leuchtete, kochte und arbeitete sie, daß es eine Lust war. Der Mann versicherte mir, daß er schon sehr bald seine Kosten gedeckt haben wird — freilich hatte er eben einen Wasserfall in der Nähe. Ich kenne aber auch eine Dame, die sich mit der Elektrizität befreundete, weil ihr manche Vorteile über das Geld gehen, und daß man für Telegraph und Telephon, in der Medizin und Chirurgie und zu manchen anderen Zwecken den elektrischen Strom längst benutzt, ist ja bekannt.

Er wird für diese Zwecke mit den oben erwähnten galvanischen Batterien oder durch die sogenannte „Induktion“ erzeugt, man ist aber jetzt auch imstande, die Elektrizität gewissermaßen auf Flaschen zu füllen, und wer eine solche Flasche („Accumulator“) kauft, kann damit z. B. seine Nähmaschine treiben, so lange, bis die Flasche entleert ist.

Die Frankfurter Ausstellung zeigt nun — neben den großen — auch eine Menge kleiner, für die verschiedensten Arbeitszwecke geeigneter, durch Elektrizität getriebener Maschinen („Elektromotoren“), sie zeigt in einer Anzahl von Musterzimmern die häusliche Verwendung des elektrischen Lichtes, und sie führt zahlreiche Gerätschaften vor, welche auf der Verwandlung des elektrischen Stromes in Wärme beruhen. Ein Stück Eisendraht, in eine Elektrizitätsleitung passend eingeschaltet, gerät unter der Einwirkung der ihn durchströmenden Kraft ins Glühen — wie man sieht, kann man also auf diese Art Wärme erzeugen, ohne daß Feuer gemacht wird. Eine herrliche Eigenschaft der Elektrizität, die sich auch jetzt schon für den Haushalt nützlich erweist.

Einige der großen Firmen, welche die Ausstellung beschickt haben, fabrizieren neben ihren Maschinen auch die verschiedenartigsten, für das Haus geeigneten Apparate, wie Koch-einrichtungen, Wasserwärmer, Eier- und Theefocher, elektrische Bügeleisen u. dgl. m. Alles das steht jeden Augenblick zur Verfügung, eine Handbewegung genügt, und das Bügeleisen wird heiß. Und wie unbequem, wie gefährlich hantiert sich's zum Beispiel mit dem Feuer, wenn die Stirnlöcher gebrannt werden sollen! Der elektrische Haarbrenner erreicht den gewünschten Hitzegrad, ohne daß man nötig hat, ein Zündhölzchen zu berühren, und vielleicht ist er der Pionier, welcher die Damenwelt für die Elektrizität erobert.

Was diese wunderbare Kraft schafft, ist übrigens mit dem Gesagten noch lange nicht erschöpft. Der Phonograph ist durch seine im vergangenen Jahre unternommene Konzertreise schon populär geworden. Mit Hilfe des elektrischen Stromes wird menschliche Rede, Musik, Gesang u. s. w. auf einer geeigneten Rolle fixiert, und wer nun z. B. eine von der Patti geungene Arie besitzt, braucht nur die Rolle in seinen Apparat zu schieben, will er die Patti hören.

Das ebenfalls bereits populäre Telephon ist in der jüngsten Zeit so vervollkommen worden, daß es eine theatrale Auf-führung, ein Konzert u. dgl. mit erstaunlicher Treue überträgt, und sind erst die nötigen Einrichtungen verallgemeinert und dadurch verbilligt, so kann jeder Abonnent seine Oper im Hause haben, jedes kleine Nest kann ein Konzert mit anhören, das in der Großstadt gegeben wird. Die Frankfurter Aus-stellung ist mit der Münchener Oper verbunden, und in Paris hat sich in den letzten Tagen eine Aktiengesellschaft gebildet, welche eine Anzahl Theater mit der Telephoncentralen verbindet, sodas die Abonnenten der letzteren in ihrem Hause je nach Belieben heute die eine Theateraufführung und morgen die andere genießen können.

Die Elektrizität hat aber auch chemische Wirkungen. Sie bleicht die Leinwand, sie reinigt die Wäsche, sie befördert das Wachstum der Pflanzen. Sie beeinflusst die Lebenskräfte und erweist sich deshalb als ein Heilmittel, das die Ärzte längst vielfach anwenden, das aber erst dann die gebührende Beach-tung und allgemeine Verwendung finden wird, wenn man den elektrischen Strom im Hause hat, wenn der Arzt in seinem Ordinationszimmer nur „den Kratzen zu drehen“ braucht, ja wenn er sogar in der Wohnung des Patienten die Elektrizität ebenso vorrätig findet, wie das Wasser der Quellsleitung. Ins-besondere hat sich der elektrische Strom bei Muskeln-, Nerven-, Gehirn- und Rückenmarkslähmungen bewährt, bei den schlimmsten Arten von Kopfschmerz, bei Rheumatismen u. a. m.

Man wird aus diesen knappen Mitteilungen erkannt haben, vor welchen Wandlungen des Lebens wir stehen. Schon der Dampf und der Telegraph haben der Welt ein neues Gesicht verliehen, aber der Siegeszug der modernen Elektrotechnik muß unendlich viel tiefer greifen. Und diese großen Wirkungen er-strecken sich nicht bloß auf das Gebiet des mehr öffentlichen Lebens, sie dringen auch in das stille Heim und beeinflussen das Walten der Frau.

Noch sind nicht alle Fragen der Elektrizität gelöst, noch haben die Techniker nicht alle Hindernisse überwunden. Daß aber trotzdem der Sieg schon entschieden ist, zeigt die Frank-furter Ausstellung, und das neue Leben, das sie wachruft, wird man schon in Nähe allseitig spüren. Man wird die alte, liebe Gewohnheit überwinden, die Vorurteile werden zerstreut werden, ja man wird selbst Opfer bringen in dem Gedanken, daß jeder neue Diener sich in das Haus erst einleben muß und daß man in Erwartung der Zukunft schon da oder dort einmal ein Auge zudrücken kann.

Ist aber die Elektrizität einmal in die Häuser geführt, dann wird auch die Hausfrau eine „Stütze“ haben, die nicht einem menschlichen Wesen, sondern einem Engel aus dem Wunderlande gleicht.

Und ich bin überzeugt, daß es dann auch bald Frauen giebt, welche das gute Ding die Zimmer schrubben lassen, und andere, welche sich bei der Redaktion des „Bazar“ eine neue auf der Höhe der Zeit stehende Separatansgabe bestellen: eine „Phonographen-Ansage“, welche, in den Apparat gesteckt, all die schönen Sachen vorliest, die man sonst selber lesen muß. Als Gratisbeilage kommt dann von Zeit zu Zeit ein Liedchen der Patti oder ein von Johann Strauß eigenhändig geipielter Walzer oder der Verlobungskuß eines interessanten Braut-paares. . . .

Die orientalischen Teppiche.

Nachdruck verboten.

Das k. k. Handelsmuseum in Wien hat eine Ausstellung von orientalischen Teppichen veranstaltet, die einzig in ihrer Art ist und von den Lesern dieses Blattes eine besondere Aufmerksamkeit verdient. Wieviel Poesie knüpft sich doch an den orientalischen Teppich! Der Teppich ist ja im Orient der geschätzteste Besitz, und Waffen, Pferde und Teppiche erscheinen daselbst als die höchsten Güter. Ein eigener Kultus hat sich in Bezug auf die Teppiche gebildet; die Musterung hat eine eigene Nomenklatur, und wohl mancher ist erstaunt, wenn er hört und liest, daß die orientalischen Frauen, deren Leben man sich einfürmig und im öden Nichts-thun vergehend vorstellt, die fleißigen Teppichknüpferinnen sind, deren Händen die prächtigen Teppiche entstammen, die wir im Abendlande bewundern.

Zu allen Zeiten war der orientalische Teppich gefeiert, gesucht und begehrt, aber bis auf den heutigen Tag hat das Abendland keinen nennenswerten Erfolg mit der Einführung dieser Industrie bei sich zu verzeichnen. Der orientalische Teppich hängt so sehr mit der sozialen Struktur des Orients zusammen, daß er außerhalb derselben in gewissem Maße immerhin trotz aller Wertschätzung als Fremdling oder wenigstens als eine ihrer Heimat entriessene fremde Pflanze erscheint.

Welcher Unterschied besteht doch in der Behandlung und Benutzung des schweren geknüpften Wollteppichs im Orient und bei uns! Im Orient schmückt dieser Teppich den Fußboden wie bei uns, aber der Orientale zieht, bevor er den Teppich betritt, seine Schuhe aus und behandelt ihn mit einer gewissen, über bloße Schonung hinausgehenden Verehrung; bei uns wird er mit Schuhen und Stiefeln getreten, mit Möbeln belastet, und von Verehrung kann keine, von Schonung nur wenig die Rede sein.

Die Geschichte des Teppichs ist nur aus der Geschichte des Orients begreiflich.

Nomadenvölker waren es zuerst, die den Teppich erzeugten als schützenden Beleg des Bodens ihrer Zelte, teil-weise auch zur Abtheilung derselben. Nomadenvölker sind es heute noch, die ihre Teppiche in den weiten Gebieten des Orients fertigen. Als diese Stämme zu sesshaftem Leben sich bequemten, da führten sie den liebgewonnenen Teppich in ihre Häuser ein, und religiöse Gewohnheiten und Uebungen gaben demselben eine bevorzugte kulturelle Weihe.

Mit dem Luxus, der in den Reichen des moslemitischen Bekenntnisses an den Fürsten- und Herrscherhöfen sich entfaltete, stieg auch die Ausbildung der Teppichfabrikation, aber nur be-züglich der Pracht und Größe, nicht in Bezug auf Herstellung und Technik.

Die Fertigung der orientalischen Knüpsteppiche ist und bleibt für alle Zeit Handarbeit, die immer da am besten ge-deiht, wo die Ansprüche an das Leben insolge von Boden und Klima möglichst gering sind, oder wo eine patriarchalische Hof-haltung die Sorgen des Lebens von den Arbeitern fernhält.

Im ganzen Orient, soweit wir denselben überschauen, ist die Teppichfabrikation Hausindustrie, welche vorzugsweise von Frauen und Mädchen geübt wird und bei der die Männer nur teilweise, z. B. für die Aufrichtung der primitiven Web-stühle, für die Färbung des Garnes u. dgl. herangezogen werden.

Diese Hausindustrie macht es erklärlich, daß die einzelnen Länder sich in ihren Teppichen unterscheiden, macht es auch erklärlich, daß sie in Zeiten der Not und sozialen Niederganges sich verschlechtert und endlich gar erlischt. Da nun aber die Herrschaft der Moslem im ganzen Oriente zurückgegangen ist, kann es uns nicht wunder nehmen, wenn die modernen Teppiche im allgemeinen nicht im entferntesten mehr an die alten Erzeugnisse hinanreichen, wie unsere Ausstellung aufs schlagendste beweist.

Eine Besserung in dem gegenwärtigen Zustande ist nur dadurch herbeizuführen, daß die alten, mit den verschiedenen Gegenden verwachsenen Muster sorgfältig gesammelt und zur Benutzung als Vorbilder verteilt werden, und daß die Art ihrer hausindustriellen Herstellung in einer entsprechenden Weise bewahrt, gepflegt und gefördert wird. Nach beiden Richtungen hin sind bereits vielversprechende Ansätze gemacht. So werden die alten Teppiche im Londoner India-Museum kopiert und diese Kopien als Vorlagen in alle indischen Webedistrikte ver-sendet; so hat die österreichische Regierung die Reste der alten bosnischen Teppichfabrikation gesammelt, hat bosnische Mädchen in den Ateliers von Haas in Wien unterrichten lassen, hat für Beschaffung von gutem Material an Wolle und Farbe Sorge getragen, um diesen verlorengegangenen Kunstzweig wieder zu einem Nahrungsweig der Bevölkerung zu machen. In Griechenland ist durch die Stiftung eines Philanthropen eine Teppicharbeitschule für Mädchen im großen Umfang errichtet worden, in der gegenwärtig über 400 Mädchen sich in der Teppichfabrikation ausbilden und ihre Geschicklichkeit im ganzen Lande zu verwerten suchen. Ebenfalls selbst in und in Serbien sind Einrichtungen getroffen worden, um die Produkte der hand-industriellen Teppichwirker zu anständigen Preisen zu verkaufen und den Leuten mit Vorschüssen an Geld und Material an die Hand zu gehen.

So aussichtsvoll derartige Bestrebungen sind, so erfrischend sind auch einzelne Züge, die uns in alten Teppichcentren be-gegnen.

Bei den Turkmänen besteht der Hauptbesitz an fahrender Habe aus den im Hause gewebten und geknüpften Teppichen, und Teppiche bilden den Hauptteil des Vermögens der Braut. Jeder Hochzeit geht von seiten der Braut die Uebergabe einer selbstgefertigten Satteldede an den Bräutigam voraus, und je vorzüglicher dieselbe gearbeitet ist, destomehr hat die künftige Hausfrau Anspruch auf Hochachtung, Wertschätzung und An-erkennung.

In Anatolien gelten in manchen Gegenden die Teppiche als sicheres Kapital, und wie man anderswo Geld in Spar-banken anlegt, um im Falle der Not einen sichern Sparpfennig zu haben, so werden z. B. in Sivas kostbare Teppiche zurück-behalten oder erworben, weil dieselben zu allen Zeiten mit Gewinn zu verkaufen sind.

In Griechenland ist die Verehrung für die edle Wirk-kunst, welche Homer schon an Helena und Penelope gefeiert hatte, nicht ausgestorben. Griechische Frauen und Mädchen kennen keinen größeren Ehrgeiz, als auf dem Handwebstuhl

sich auszuzeichnen. Gefänge und Lieder, Sagen und Legenden feiern die webefundigen Frauen und Fürstinnen, und in Areta ist heute noch die erste Frage eines Bräutigams an die Eltern seiner Braut die, ob diese auf dem Webstuhl wohlbewandert ist. Geschicklichkeit und Geschmac in Herstellung weiblicher Handarbeiten, wozu auch das Teppichweben gehört, zeichnen in der Landbevölkerung Griechenlands, wo es keine Schneide-rinnen von Beruf giebt, die Frauen und Mädchen ebenso aus, wie die unvergleichlichen italienischen Spitzen jene Florentine-rinnen und Venezianerinnen des sechzehnten Jahrhunderts, welche dieselben selbst gefertigt hatten.

Wenn wir das Verbreitungsgebiet der orientalischen Teppich-erzeugung überschauen, so fällt dasselbe im großen und ganzen mit der einstigen Herrschaft der Moslem in zusammen, und wie die Teppichfabrikation aus dem Hausfleiß der Nomadenfrauen hervorgegangen ist, so ist sie heute noch bei allen, die weiten Gebiete durchziehenden Ganz- und Halbnomaden in Uebung.

Den Kernpunkt, das Hauptcentrum der ganzen Teppich-industrie bildet Persien. Tabriz, Senne, Hamadan, Kirman-schid, Raschan, Dschushegan, Schuschter Fezd, Taft, Schiraz, Debid, Teheran, Ispahan u. a. sind die Hauptorte. Die per-sischen Teppiche sind sowohl Knüpfs- wie Wirkteppiche; sie werden aus Seide und Wolle hergestellt, teilweise mit Baumwolle ver-mischt. Eine Spezialität bilden große Filzteppiche für einhei-mischen Gebrauch, die aus Naturwolle hergestellt und mit origineller Musterung versehen sind.

Neben Persien liefert die schönsten Teppiche der Kaukasus sowohl in seinem nördlichen Teile — Dagestan, als in seinem südlichen — Karabag.

In Centralasien sind die Teppiche der Turkmänen be-rühmt, nicht weniger die asganischen und die aus Bokhara.

In Kleinasien überragt natürlich der Smyrnatteppich alle anderen Namen. Der „Smyrnatteppich“ ist aber nur eine Han-delsbezeichnung für die anatolischen Teppiche, die von dem Hafen von Smyrna aus hauptsächlich nach dem Abendlande exportiert werden.

In Kleinasien anschließend muß Syrien erwähnt werden, wo in zahlreichen Dörfern diese Industrie gepflegt wird.

Die Süddonauländer: Rumänien, Bosnien, Serbien, Bul-garien kommen erst in neuerer Zeit zur Geltung, ebenso Griechenland.

Eine eigene Rolle spielt Indien, wo die Teppichweberei erst mit der Herrschaft der Moslem in begann und sich trotz entgegenstehender Kulturtraditionen zu einer achtunggebietenden Höhe aufschwang, von der sie freilich bald wieder herabsank. Heute werden Teppiche im Punsjab-Lahore und Multan, in Sindh-Feypore und in Dekkan hergestellt.

In China und Japan dient der Teppich mehr zu Bett-decken und zu Reise- und Satteldeden. Der Hauptsache nach sind diese Teppiche gewirkt und gewebte, weniger geknüpft, mit den diesen Ländern eigenen Ornamenten.

Durch die Moslem in kam die Knüpstechnik auch in die nördlichen Provinzen Afrikas, nach Marokko und Tunis. Früher hochentwickelt, ist diese Industrie dort sehr in Abnahme ge-kommen, und die heutigen Produkte sind kaum mehr ein Schatten der früheren.

Wie alle Erzeugnisse der Hausindustrie werden die Knüpfs-teppiche mit den einfachsten Mitteln hergestellt. Die Webe-stühle verdienen kaum diesen Namen; sie sind rohe Zimmer-mannsarbeit, aus einigen Pfosten bestehend, und können ohne Kunst und viele Mühe überall aufgestellt werden. Die Muster werden ohne Vorlage nach alter Tradition und Ueberlieferung aus dem Kopfe frei hergestellt. Das hauptsächlichste Material für diese Teppiche ist Wolle, und zwar in der Regel von den einheimischen Schafen. Je vorzüglicher dieses Material an sich ist und je sorgfältiger es ausgewählt und behandelt wird, desto besser ist selbstverständlich das Teppichprodukt. Die Far-ben sind im großen und ganzen Pflanzenfarben von großer Leuchtkraft und Lichtbeständigkeit; nur vereinzelt hat die euro-päische Farbenchemie Eingang gefunden und das Produkt ver-schlechtert.

Wie gesagt, dienen die Knüpsteppiche im Orient als Boden-teppiche. Zur Auskleidung der Wände, als Belege von Divan und kleineren Möbeln dienen die gewirkten Teppiche und jene besonders feineren Knüpsteppiche, die aus Flaumwolle oder Seide hergestellt sind.

Die Ausstellung der Teppiche in Wien enthält über 500 Stück, teilweise von außerordentlicher Größe und von einer alle Begriffe übersteigenden Schönheit. Neben ca. 300 neuen Teppichen sind ungefähr 200 alte aus dem Besitze von fürst-lichen Häusern, Kunstfreunden und Museen zusammengekome-nen. Die Anordnung und Aufstellung dieser Kunstwerke ist sehr glücklich und von künstlerischem Geist getragen. Für die Sachgelehrten bildet diese Ausstellung den Ausgangspunkt einer neuen kunstgeschichtlichen Forschung, und für den Laien bildet sie eine Fundgrube von Geschmac, Belehrung und An-regung.

Diese in ihrer Art einzige Ausstellung in ihren Folgen dauernd zu machen, wird die Direktion des Handelsmuseums ein Prachtwerk veröffentlichen, welches 150 der kostbarsten Stücke der Ausstellung teilweise in photographischem Farben-druck vorführt. Das Werk, dessen Erscheinungszeit auf drei Jahre berechnet ist, wird alles, was bisher über orientalische Teppiche veröffentlicht ist, übertreffen und nach bildlicher und textlicher Beziehung ein Meisterwerk werden.

Ob im Abendlande je die Knüpstechnik in besondere Auf-nahme kommen wird, ist eine kaum zu beantwortende Frage. Sie ist mit der Hausindustrie so verschwifert, daß wir sie uns anders gar nicht denken können. Aber selbst wenn sie als Hausindustrie bei uns eingeführt würde, käme wahrscheinlich unser Produkt immer noch teurer, als das orientalische, welches von Arbeitskräften besorgt wird, bei denen die Zeit keinen Wert hat, und in Ländern, wo eine Hand voll Reis, etwas Brot und Käse die gewöhnliche, leicht zu beschaffende und billige Nahrung ist. Ob außerdem in unseren Städten mit ihrem Staub und ihrem aus tausend Kaminen aufsteigenden Rauch der Knüpsteppich über den reinsten Luxus hinaus je ein Be-dürfnis wird, ob er überhaupt zweckmäßig ist, das ist eine Frage, welche die Hausfrauen zu entscheiden haben.

Jakob Stockbauer.

Neue Bücher.

Konrad Telmann: „Vom Stamm der Ikariden.“ Roman in 4 Bdn. Leipzig, Verlag von Karl Rechner. Ikaros, der Sohn des Daedalos, eines Künstlers der griechischen Mythologie, befreite sich, nach der antiken Dichtung, aus dem Labyrinth, darin er mit dem Vater gefangen lag, vermittelst künstlicher Flügel, die Daedalos mit Wachs aus Federn zusammengefügt, schwang sich hoch in die Luft, näherte sich in unbefonnenem Wagemut der Sonne zu sehr und stürzte, da das Wachs schmolz, ins Meer, wo er umkam. Durch dieses sein von der Kunst oft verherrlichtes Schicksal ist Ikaros der Stammvater aller jener strebenden Seelen geworden, die sich aus dem Labyrinth des Lebens in den reinen Aether der Kunst aufschwingen, retten wollen, aber von unzureichender Kraft gehoben, schließlich schwer zu Grunde kommen und — meist — an ihrem Ikaros-Schicksal zu Grunde gehen! Eine ganze Anzahl solcher ikarischen Naturen läßt der Dichter in den oberen Stockwerken eines Meereshauses bei einander wohnen und setzt sie zu einander in Beziehung: eine Malerin, eine Schauspielerin, einen Dichter, einen Humoristen, der ewig auf der Suche nach seiner „eigentlichen“ Begabung ist; einen schlechten Schauspieler, der von einer siren Idee besesselt ist, ein paar komische Nebenfiguren — kurz eine ganze Anzahl von Originalen, die mehr oder weniger unter dem tragischen Lose des Ikaros stehen und sich, je nach ihrer kräftigeren oder schwächeren Natur, aus ihrem Labyrinth mit Glück erheben oder — zu Grunde gehen. Der Leser lebt sich leicht und angenehm in diese Personen und ihre Beziehungen untereinander ein, leidet mit ihnen, sorgt sich um sie, freut sich mit ihnen und fühlt sich befreit, wie sich am Schluß die Geretteten, Gekräftigten, mit dem Leben Ausgesöhnten wieder zusammensuchen und ein harmonisches, in sich befriedigtes Weiterleben in Aussicht stellen. Das Buch ist Friedrich Spielhagen gewidmet.

Luise Westlich: „Die Basis der Pyramide“ und andere Novellen. Berlin, Verlag von A. Dunder. Es ist ein Verdienst des hochgeachteten Verlegers, der selbst von schöner poetischer Begabung seiner Zeit Zeugnis abgelegt hat, die Verfasserin in die Leserschaft eingeführt zu haben. Sie debitierte, sobald wir uns entsinnen, mit einem interessanten und vielversprechenden Buche „Ein Familienzwist“, löste dies Verprechen in einem zweiten ganz vortrefflichen, betitelt „Rauch“, und veröffentlichte jüngst das obengenannte, eine Sammlung von sehr lehrreichen Novellen, die die zunehmende Kraft der Verfasserin in der künstlerischen Wiedergabe des Lebens aufs günstigste bezeugen. Das Buch darf warm empfohlen werden.

„Musikalischer Kindergarten.“ Von Karl Reinecke. Jeder Band in zweihändiger Ausgabe à 2 M., in vierhändiger Ausgabe à 3 M. Verlag von J. G. Zimmermann in Leipzig. Der berühmte Komponist hat auch in diesen kleinen Gaben seine bekannte musikalische Feinfühligkeit bekundet: es ist von dem Guten das Beste, was hier den Kleinen geboten wird, und Eltern und Lehrer werden dem Verfasser für die treffliche, wirklich bildende und erhebende Arbeit dankbar sein. Um der reichhaltigen Sammlung den Weg in die weite Welt zu bahnen, sind den deutschen Texten und Fingerzeigen des Autors in Bezug auf die Ausführung der einzelnen Tonsätze die englischen, französischen und russischen Uebersetzungen beigegeben.

Dilettanten-Arbeiten.

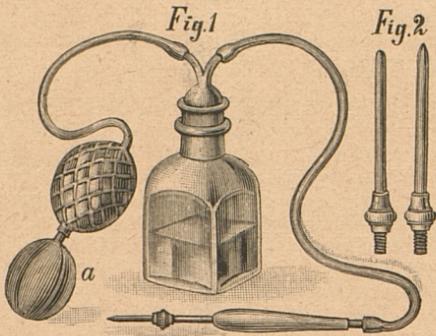
Die Lederarbeit, welche unseren Lesern schon seit Jahren bekannt und durch die Beschreibung auf Seite 40 von diesem Jahre aufs neue ins Gedächtnis zurückgerufen ist, erfreut sich nach wie vor großer Beliebtheit. Zahlreiche Anfragen und Bitten um Vorlagen beweisen das, und wir können nur bedauern, daß der knapp zugemessene Raum und die Rücksicht auf die anderen beliebtesten Arbeitsarten uns anweisen, von der Veröffentlichung größerer Vorlagen abzusehen. Eine so eigenartige und hübsche Idee indes, wie die in dem neben-



abgebildeten Photographierahmen in Lederschnitt verwirklichte, möchten wir unseren Lesern nicht vorenthalten. Der zum Anhängen, wie zum Aufstellen eingerichtete, 33 Cent. hohe und 21 Cent. breite Rahmen zeigt zwei von wilden Rosen umrankte Ausschnitte, von denen der kleinere (obere) ein Jugendporträt, der andere (untere) das Bild derselben inzwischen erwachsenen Person aufnehmen soll, was durch die Unterschriften „Einst“ und „Jetzt“ hinreichend angedeutet wird. Die Rahmenumrandung, sowie die Rosenranken, Blätter und Knospen unseres Modells sind im Atelier des Fräulein Joh. Helfer, Berlin W., Körnerstraße 18 II „geritzt“. Die Dame liefert derartige fertige wie angefangene Rahmen und giebt Unterricht in allen möglichen Kunstarbeiten. Irma v. W.

Nachtrag zur „Holzbrandmalerei“.

Folgt des in Nr. 34 des „Bazar“, Jahrgang 1890, erschienenen Artikels über „Holzbrandmalerei“ erhielt ich eine große Anzahl von Briefen mit Anfragen bezüglich der Technik, sodaß ich allen Interessenten noch einmal eine genaue Beschreibung der Ausübung dieser hübschen Kunst geben will. — Der Apparat (siehe die Abbildung) besteht zunächst aus einem Doppelgummischlauch, in dessen Mitte ein Korfstöpsel sich befindet. Dieser letztere wird auf ein halb mit Benzin angefülltes Fläschchen gesetzt, und zwar in der Art, wie es die Abbildung zeigt, d. h. das mit dem Stifte versehene Schlauchende nach rechts, der mit Ballon versehene Schlauch nach links gerichtet. Es gehört ferner zum Apparat ein Spirituslämpchen und ein spitzer oder breiter Brennstift (siehe Fig. 2). Will man nun brennen, so wird zuerst der Stift über der Spirituslampe erhitzt, hierauf drückt man mit der linken Hand den

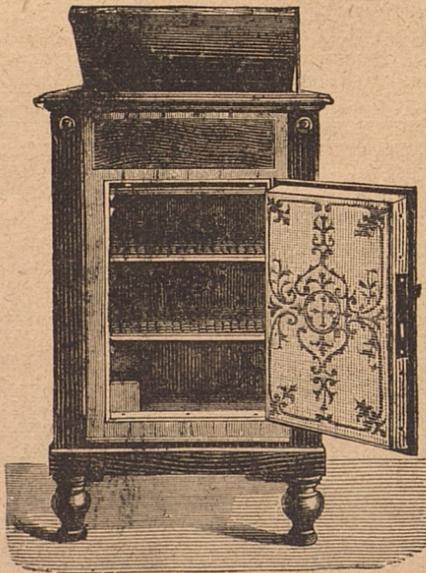


Ballon a leicht auf und nieder und erhält den Stift dadurch in fortwährendem Glühen. Man drückt den Ballon recht gleichmäßig und nicht zu stark, da der Stift nur ganz schwach zu glühen braucht, um einen feinen Strich zu geben. Sobald man das Drücken des Ballons einstellt, erkaltet der Stift, man muß daher die linke Hand fortwährend leicht bewegen.

Zum Zeichnen nimmt man für die ersten Versuche Cigarren- oder anderes billiges Holz, denn der Strich wird zuerst gewöhnlich sehr unregelmäßig werden. Wenn der Stift leicht glüht (er braucht nicht rotglühend zu sein), so nimmt man den Halter mit der Rechten und hält ihn nicht hoch, sondern, wie bei dem Schraffieren mit dem Bleistift, in möglichst gerader, flacher Richtung. Man setzt ihn leicht auf das Holz und vertieft den Strich allmählich; bei festem Aufsetzen entstehen nämlich Löcher und unregelmäßige Stellen. Mißlingen auch die ersten Versuche, so lasse man sich nicht dadurch entmutigen; wie überall macht auch hier Übung erst den Meister. Viele bringen es so weit, Genrebildchen und größere Köpfe nach Holzschnitten oder Photographien so fein zu arbeiten, daß dieselben wie eine in Sepia ausgeführte künstlerische Zeichnung aussehen und den hübschesten Wandschmuck bilden. Da die Holzbrandmalerei außerdem eine Arbeit ist, die schnell von der Hand geht, so nimmt es nicht wunder, daß sie ein so allgemeines, weitverbreitetes Interesse erweckt. Gibt es doch in Rußland vollständige Zimmereinrichtungen und Wandbekleidungen in Holzbrandtechnik, die herzustellen allerdings keine beneidenswerte Aufgabe ist, da bei größeren Arbeiten das Einatmen der Benzindämpfe sehr unangenehm, unter Umständen sogar schädlich wirken kann. — Ich bemerke noch, daß die Anschaffung von zwei Brennstiften nicht absolut notwendig, doch aber für solche, die viel dergleichen arbeiten wollen, sehr zu empfehlen ist. Wer nur einen Stift benutzen will, schaffe sich den spitzeren an. Der Apparat ist durch alle größeren Kunstmaterialien-geschäfte (in Berlin z. B. Ketz u. Meiners, W, Leipzigerstr. 10, sowie Spielhagen u. Comp., SW., Friedrichstr. 49) zu beziehen und kostet 18 bis 20 Mark; ausgerüstet mit zwei Stiften ist er etwas teurer. Dem Apparat ist eine genaue Gebrauchsanweisung beigegeben, welche das hier Gesagte ergänzt und jedem Laien verständlich ist. Anna v. Parpart, Danzig.

Wirtschaftsplaudereien.

Ein neuer patentierter Eisschrank mit emaillierten Wandungen, veranschaulicht durch die untenstehende Skizze, verdient wegen seiner wesentlichen Verbesserungen in Konstruktion und Ausstattung allgemeine Beachtung. Der Eisbehälter befindet sich oben unmittelbar unter dem Deckel und bietet durch seine eigenartigen, nach allen vier Seiten freiliegenden Wände welche die Form von kastellartigen Jalousien besitzen, eine besonders große Kühlfläche, sodaß die dem Eise innewohnende Kälte hier weit besser ausgenutzt wird, als es bei Schränken anderen Systems geschieht. Der Verschluß des Eisbehälters ist ein besonders guter; derselbe wird durch einen doppelten Deckel bewirkt und verhindert das Eintreten warmer Luft von außen vollkommen. An der Kälte des Eisbehälters kühlt sich die aufsteigende wärmere Luft des Speisebehälters ab, während der Rest der warmen Luft durch die Ventilationsvorrichtung nach außen geblüht wird. Diese letztere ist sehr sinnreich eingerichtet. Sie führt die warme Luft vom unteren Teile des Schrankes aufwärts und mündet neben dem Deckel des Eisbehälters, sodaß das Eindringen warmer Luft in den Speiseraum, wie dies bei anderen Eis-schränken durch die seitwärts und unten angebrachten Ventilationslöcher stattfindet, völlig ausgeschlossen ist. Das Eiswasser sammelt sich im Innern in einem leicht herausnehmbaren Reservoir; durch eine Abflussvorrichtung ist dafür gesorgt, daß ein Ueberfließen des Speiseraumes, wenn das Reservoir voll ist, verhindert wird. Die Wände des Eisbehälters sind in be-



kannter Weise mit einem schlechten Wärmeleiter gefüllt. Besondere Beachtung verdienen indessen die Innenwände des Schrankes, welche von den bisher gebräuchlichen gänzlich abzuweichen und nicht aus Zinkblech, sondern aus emailliertem Metall bestehen. Der Vorteil, welcher hiermit hinsichtlich der Sauberkeit verknüpft ist, springt in die Augen, denn ein Oxidieren des Metalls, wie es bei Zink nach einiger Zeit vorkommt, ist hier vollkommen ausgeschlossen. Allerdings wird hauptsächlich durch das Emaillieren der Wände der Preis der Schränke ein verhältnismäßig hoher, sodaß man nicht erwarten darf, solche allgemein an Stelle der viel wohlfeileren mit Zink ausgelegten eingeführt zu sehen, indessen werden dieselben in allen Fällen, wo auf leichte Reinigung des Eisbehälters und absolute Sauberkeit Wert gelegt wird, den gewöhnlichen Eis-schränken vorzuziehen sein. Die Schränke werden in verschiedenen Größen, von denen im allgemeinen nur zwei (III und IV) im Haushalte Verwendung finden, vorrätig gehalten. Der Schrank III kostet 100 Mark, Schrank IV 120 Mark; der kleinste Schrank (I) hat einen Preis von 77 Mark, die größeren doppelthürigen (V und VI) kosten 170 und 185 Mark.

Bezugsquelle: Magazin des Igl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

Bezugsquelle: Magazin des Igl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

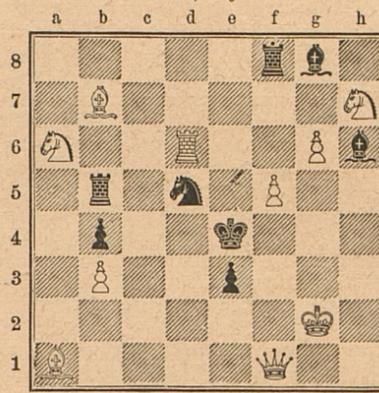
Schach.

Aufgabe Nr. 292.

Von G. Heathcote.

Preisgedrönt in einem der letzten englischen Problemtürme.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 290 Seite 199.

Weiß.

1. L f 4 — e 3.

Schwarz.

1. B e 5 b 6.

Weiß.

2. D. oder S. matt.

Schach- und Spielkorrespondenz.

Fräulein Ernestine Fintelstein in Falticeni (Rumänien). In Nr. 287 nach 1 D h 2 — d 2 f, K d 5 n. o 5; 2 f 3 — f 4 + folgt nicht K e 5 — f 6 sondern K e 5 — e 4, woran diese Lösung scheitert. — R. Wensheim in Rahelshagen. Sie lösen Nr. 284 in folgender Art: 1... 1 e 4 n. d 3; 2 T o 1 n. o 3 matt. Sie haben wohl zufällig den ersten Zug für Weiß fortgelassen; aber auch dann fehlt die weitere Ausführung. — R. Wöhe in Wien. Ihre Lösung von Nr. 287 ist unrichtig. Auf 1 D h 2 — f 4 folgt d 6 n. o 5, was sehr nahe liegt. — Herr H. Kieritzky in Orel. Nr. 287 und 288 richtig. Ihre kürzlich eingelangte Aufgabe ist recht artig; jedoch zu leicht lösbar. — E. M. in B. (Unterschrift unentzifferbar. Detangabe fehlt.) Nr. 284 und 285 richtig. — Fr. Noemi Falkenamer in Wels. Nr. 284—286 richtig. — Frau Helene Gottwald in Rzeszow (Galizien). Nr. 287 und 288 richtig. Ihre Lösung der Scherzaufgabe I ist sehr geistreich, jedoch nicht ganz zutreffend; denn man soll doch gerade zehn, nicht aber eine Anzahl von Zehnen erhalten. Bitte unsere Lösung zu vergleichen. — W. Lenk (stud.) in Grefschwabe. Ihre freundlichst eingelangten Aufgaben werden bald geprüft werden. — Karl Stahl in Pirmatzen. Inzwischen werden Sie wohl unsere Zuschrift erhalten haben. — Wichtige Lösungen der Aufgaben, Rätsel, Rebus u. erhalten von Fräulein C. Fraege in Stapleton, Emma Goldfarb in Briemühl, Noemi Falkenamer in Wels, Ernestine Fintelstein, Ella Jäger in Blajewitz, Lidia Manassis in Galatz, Musikfreundin in Graz, Frau Louise Horner in Salzburg, Louise Baumgartner in Graz, Hedwig und Adolf Lehmpfuhl in Berlin, F. und E. Tschudi-Freuler in Schwabau (Glarus), Paul Saalborn in Upolda. — Herr Samuel Warah in Berlin. Die schwierige Nr. 128 haben Sie bis jetzt allein richtig gelöst.

Auflösung des Rätsels Seite 199. Grad — Grad.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 129 Seite 199.

Die Witwe hatte acht Kinder. Jedes Kind würde ursprünglich 5850 Thaler erhalten haben. Da jedoch zwei gestorben waren, erhielt jedes von den sechs überlebenden 1950 Thaler mehr, also 7800 Thaler. Diese sechs Beiträge ergeben im ganzen das von der Witwe hinterlassene Vermögen. Die die Lösung ausführende Gleichung lautet:

$$\frac{46800}{x} + 1950 = \frac{46800}{x-2}$$

also $x^2 - 2x = 48$ und x (die Zahl der Kinder) = 8.

Rätsel (dreißig).

Was ihr besitzt als lieb und eigen,
Schließt treu das erste Wort euch ein;
In ihm dürft ihr als Herrn euch zeigen,
Hier walzet eure Hand allein.

Die Thüre öffnen und verschließen
Steht in des zweiten Wortes Macht,
Doch hat es, wenn sich's falsch erwiesen,
Schon oft Verlegenheit gebracht.

Seid ihr beim Biere lang geessen
Und wollt nun spät nach Hause gehn,
Wie ärgerlich, wenn ihr vergessen,
Euch mit dem Ganzen zu verzehn!
Noch ärgerlicher, wenn man glaubte,
Daß euch die Frau den Streich gespielt,
Des Hauses Schlüssel zwar erlaubte,
Das Ganze aber vorenthielt!

A. Gobin.

Mit dieser Nummer schließt das II. Quartal.

Unsere verehrten Post-Abonnenten bitten wir, die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements noch im Juni zu bewirken, damit in der weiteren Zusendung keine Unterbrechung eintritt.

Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Post aufhört zu liefern, wenn das Abonnement nicht ausdrücklich erneuert wird.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an zum Abonnementspreise von

vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.

(in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W.)

Die Administration des „Bazar“.